

II Der Vater

Das Ende der glücklichen Jahre

Die Tore des Königspalastes von Theben sind weit offen. Tubabläser stehen Spalier für die geladenen Mitglieder des Rates. Es hat seit sieben Tagen keinen Toten mehr gegeben. Die verhängnisvolle Macht der Seuche ist gebrochen.

Im Thronsaal versammeln sich die Oberhäupter der sieben großen Familien. Die Anhänger der Laios-Partei, die es unter ihnen gibt, drängen nach vorn. Sie haben nicht, wie es Sitte ist, ihre Schwerter am Eingang abgelegt, sondern sind sichtbar bewaffnet. Vater hat die Wachen angewiesen, es zuzulassen. Ich weiß aber: Sie haben zugleich den Befehl, bei jedem Anzeichen von Aufstand sogleich einzugreifen.

Als Kinder waren meine Brüder, Ismene und ich selten dabei, wenn sich die Großen versammelten. Doch Eteokles und Polyneikes sind kurz vor der Pest mit allen dazu gehörigen Zeremonien für erwachsen erklärt worden und dürfen als Prinzen von Theben an allen Beratungen teilnehmen. Ismene und ich stehen kurz vor der Verheiratung, aber, natürlich: Wir sind bloß Mädchen und hätten eigentlich nichts im Thronsaal zu suchen.

Aber an diesem Tag ist alles anders. Vier gepolsterte Stühle stehen hinter den Thronsesseln des Königs und der Königin. Wir haben den Befehl, alle vier dabei zu sein. Und keiner von uns, nicht einmal Eteokles, freut sich darüber.

Alles ist anders. Meine Geschwister spüren es nur. Ich aber weiß es seit dem Morgen meiner Genesung. Meine Eltern, die uns sieben Tage lang gemieden haben, als hätten wir Schlimmeres als die Pest, werden nicht schweigen. Sie werden der Stadt eine Erklärung für die schreckliche Heimsuchung geben, die alle Familien in Trauer und Verzweiflung gestürzt hat. Sie werden es tun, obwohl ich sie beschwor, zu vergessen. Sie werden es tun, damit der Zorn der Götter vollkommen besänftigt wird, und weil sie sich selbst nicht länger belügen können. Ich habe sie seit dem Morgen meiner Genesung Nacht für Nacht reden hören, streiten und sich trösten, klagen und weinen.

Vor drei Tagen endlich bin ich für gesund und nicht mehr ansteckend erklärt worden und seither weicht mir Ismene nicht von der Seite. Ich aber habe fieberhaft nach Gelegenheiten gesucht, mit Vater zu sprechen. Vielleicht auch mit Mutter.

Hinter Vater und Mutter, Eteokles und Polyneikes ziehen Ismene und ich in den Thronsaal ein. Vater und Mutter halten sich an den Händen, fester und inniger, als es das Zeremoniell vorschreibt. Und auch noch, als sie schon Platz genommen haben.

Vorn, gegenüber von Vaters Thron, erkenne ich Kreion, Mutters Bruder. Ich weiß, dass er an Mutters Seite vor langer Zeit nach Theben kam. Als aber Vater König wurde, zog Kreion sich zurück nach Osten, dorthin, wo er und Mutter aufgewachsen sind. Er nahm sich eine Frau, die eine Krone erbt.

„Dann bist du also König, so wie wir?“, fragte ihn Polyneikes einst, als Kreion uns besuchte. Nie werde ich vergessen, wie sich mein Onkel unter dieser Frage wand. Die Lippen wurden schmal, die Augen hart wie Kohle. „Sitten des Ostens“, sagte er. „*Sie* ist Königin. Ich aber nur ... ihr *Diener*.“ Ich habe damals Mutter angesehen. Und sah in ihren grünen Augen Sehnsucht.

Kreion kommt nur selten zu Besuch. Dass er gerade jetzt zurückgekommen ist, scheint mir auf unbestimmte Art bedenklich. Ich falte unruhig meine Hände. „Da ist Onkel Kreion“, flüstert Ismene mir aufgeregt zu. „Ob wir jetzt heiraten müssen?“ Sie denkt zuerst an Kreions Söhne, an Menoikeus und Haimon. Wir kennen nur die Namen. Und doch sind wir an sie gebunden. Die Fesseln heißen Sitte, Brauch und Vaters Wort. Ich aber weiß an diesem Tag, dass Schlimmeres entstehen wird als nur zwei Ehen ohne Liebe. Unwillig schüttele ich Ismenes Hand von meinem Arm. Ich richte meinen Blick auf Vater.

Vater hat für mich stets wie ein Held ausgesehen. Sein braunes Haar ist immer zu lang und zu wild. Seine Augen blitzen unternehmungslustig. Er spricht laut und schnell. Er lacht gern. Und vor nichts und niemandem hat er Angst. Selbst wenn jemand eine Bemerkung über seinen schwachen linken Fuß macht, lacht er bloß oder er schlägt ihn ins Gesicht. Für uns Kinder hat Vater immer Zeit gehabt und von Strafen hat er nie etwas wissen wollen. Der Stock ist allein Mutters Angelegenheit und ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie Vaters Zustimmung hat.

Ich merke, dass ich über ihn nachdenke, als sei es ein Abschied. Und genauso ist mir zumute. Vaters braunes Haar liegt auf einmal glatt und widerstandslos am Kopf. In seinem Bart sind graue Strähnen und seine Lippen sind schmal und gerade wie selten. Seine Augen sind auf Mutters Hand gerichtet und ich finde in ihnen keinen Funken Licht.

„Unsere Mutter wird allmählich zur Statue“, höre ich neben mir Polyneikes zu seinem Bruder sagen. „Schau sie dir an. Ihr Rücken berührt nicht die Lehne. Ihr Gesicht ist starr. Ich glaube, sie hat noch nicht einmal gezwinkert, seitdem wir hier drin sind.“ Ich weiß, dass er Recht hat. Fröstelnd ziehe ich die Schultern hoch. „Sie ist unglücklich“, sagt Eteokles. „Es sind zu viele Thebaner gestorben.“ „Dann soll sie weinen!“, sagt Polyneikes scharf. „Tränen verstehen die Leute. Härte nicht.“ Ich sehe ihn an und nicke ihm zu. Auch damit hat er Recht.

Mutter ist am Abend zuvor an mein Bett gekommen, als Ismene schon schlief. „Antigone.“ „Ja, Mutter.“ „Du hast verstanden, was dein Vater und ich an deinem Krankenlager gesprochen haben?“ „Ja, Mutter.“ „Was denkst du?“

Wann hast du je danach gefragt, was ich denke, Mutter?

„Ich denke, dass du schuldig bist“, sage ich. Das Gift der Dunklen Göttin hat nicht nur meinen Körper versehrt. Sondern auch meine Seele. „Ich denke, dass du die Schuld auf dich nehmen musst. Und dass es Unrecht ist, wenn Vater und meine Geschwister darunter zu leiden haben – und ich.“ Mutter weicht einen Schritt zurück. Sie hebt die Hand. Ihr Gesicht verrät nichts. Dann streicht sie mir über mein frisch vernarbtes Gesicht, dreht sich um und geht. Seitdem habe ich nicht mehr mit ihr gesprochen. Und sie hat mich nicht angeschaut.

*Ja, Polyneikes hat Recht.
Niemand versteht solche Härte.*

Vater ist nicht zu mir gekommen. Nie wieder seit dem Morgen meiner Genesung. Kein Wort haben wir gewechselt und keinen Blick. Aber ich weiß, dass er weint.

Ein Herold kündigt an, dass Vater sprechen will. Vater erhebt sich, was er sonst nie tut. Es ist nicht nötig, denn die Throne stehen erhöht, auf einem Podest. Jeder kann ihn ansehen, auch wenn er sitzt. Aber Vater steht auf und er lässt Iokastes Hand dabei los. Ich frage mich, ob Mutter weiß, was er sagen wird. Ich wünsche mich an seine Seite.

„Thebaner!“, ruft Vater. „Wir sind durch eine tiefe, dunkle Schlucht gegangen. Doch nun seht ihr wieder Licht.“ Wir, hat er zu der Dunkelheit gesagt. Licht nur für die anderen. Ich schlucke. Ich weiß, er meint es ernst. Da sagt er es schon. „Ich nicht“, sagt er. „Für mich gibt es kein Licht mehr. Und ihr sollt hören, wieso.“

Kreion und die anderen Edlen, die vorn sitzen, tauschen erschrockene Blicke. Hinten wird gemurmelt. „Diejenigen unter euch, die meinten, die Pest sei eine Heimsuchung der Götter wegen des unaufgeklärten Todes des alten Königs Laios, hatten Recht“, fährt Vater fort und die Anhänger der Laios-Partei scheinen auf ihren Plätzen zu wachsen. „Ich gestehe, dass ich allzu wenig an den alten König gedacht habe und allzu viel an meine Familie und an Theben. Andernfalls wäre das Unrecht längst aufgeklärt worden und die Pest hätte euch möglicherweise verschont.“

Vater winkt einen Diener herbei, der mit einer flachen Schale in seiner Nähe wartet. Vater greift mit vier Fingern der rechten Hand in die Schale und streut, was er aufnimmt, auf seinen Kopf. Ich sehe: Es ist Asche. Iokaste rührt sich nicht. „Nein, Vater! Was tust du?“, ruft Eteokles entsetzt. Kreion erhebt sich langsam und schwerfällig. Er sagt aber nichts. Bleibt nur stehen. „Was recht ist, Sohn“, sagt Vater zu meinem Bruder. Ich habe gesehen, dass der Diener seine Schale auch Iokaste angeboten hat. Sie hat aber nicht einmal hingeschaut.

„Die Untersuchung ist abgeschlossen“, sagt Vater. „Es hat sich gezeigt, dass König Laios auf dem Weg nach Delphi einem Prinzen begegnete. Die beiden gerieten in Streit um die Vorfahrt. Am Ende kämpften sie und König Laios ist gefallen.“ „Wer?“, fragt Kreion für alle. „Wer war der Prinz?“ „Ich“, sagt Vater. „Ich versichere euch, es war ein offener Kampf. Und ich schwöre: Wir haben einander nicht unsere Namen genannt.“

Einen spannungsreichen Augenblick lang ist es in der großen Halle vollkommen still. „Vater“, sagt Polyneikes. „Das hätte jedem passieren können. Du hast dir nichts vorzuwerfen.“ Meine Brüder stehen beide auf und treten an Vaters Seite. Ich würde es auch tun. Aber erstens weiß ich, was Mädchen dürfen, und vor allem, was *nicht*. Und zweitens weiß ich, dass Vaters Rede noch nicht zu Ende ist. Am Ende aber werden wir uns alle verstecken wollen. Ismene, neben mir, ist vollkommen still. Als ich sie anschau, sehe ich, dass sie lautlos weint.

Dann erhebt sich Eurybates, der Anführer der Laios-Partei. Er legt die Hand an sein Schwert und sogleich rücken die Wachen näher. Eurybates zieht das Schwert mit einer ebenso gelassenen wie eleganten Bewegung. Vater schaut ihn an und er erwidert stolz den Blick. Dann hebt er das Schwert vor sich hoch, so dass alle es sehen. Und lässt es fallen. Mit einer kleinen Verneigung nimmt er wieder Platz. Seine Gesinnungsgenossen zögern. Dann aber folgen sie seinem Vorbild und lassen ihre Waffen fallen.

„Ich danke euch“, sagt Vater und meint nicht nur seine Gegner, sondern auch seine Söhne. „Ich danke euch sehr.“ Sein Blick trifft Kreion, der Vater als Einziger gegenübersteht. „Ich wäre froh, wenn ich jetzt aufhören könnte zu reden“, sagt Vater. „Seit siebzehn Jahren herrsche ich in Theben und ihr selbst habt mich dazu eingeladen. Ich wurde euer König, weil ich die Stadt von der Sphinx befreite und weil ich die Königin zu meiner Gemahlin machte.“

Kreion wirft Iokaste einen fragenden Blick zu. Aber Mutter sieht niemanden an. „Die Stadt hatte einen guten König verdient und meine Schwester einen guten Gemahl“, sagt Kreion.

„Du bist beides, Schwager.“ Wir werden Zeugen des ersten warmen Blicks, der je zwischen Kreion und Oidipous hin- und hergegangen ist.

„So dachte ich auch“, sagt Vater. „Du aber, Kreion, und manche aus den alten Familien Thebens, wissen, was ich nicht wusste. Ich schwöre, ich wusste es nicht ...“ „Was denn, Vater?“, flüstert Ismene, während meine Brüder an Vaters Seite unruhig werden und die Anwesenden miteinander flüstern. „Ich wusste nichts von Iokastes und Laios' erstem Kind“, sagt Vater mit lauter, bewegter Stimme. „Von einem kleinen Jungen, der getötet werden musste, weil das Orakel in Delphi ihn zu einem Kind des Verderbens erklärte.“

Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,
und seinen Vater trotzig erschlagen.

Es ist Kreion, der den Orakelspruch mit ernster, unerbittlicher Stimme in die Halle ruft. Meine Geschwister zucken zusammen. Sie hören den Spruch zum ersten Mal. „Na und?“, höre ich Polyneikes wispern. „Was soll das jetzt?“ Oidipous stößt ihn halbherzig in die Seite. „Was aber niemand wusste als der Diener, der das Kind fortbrachte, und ein wandernder Händler...“ Ich glaube, alle im Saal halten mit mir die Luft an. „Das Kind des Verderbens überlebte und kam in die Obhut der Königin Merope von Korinth.“

„Korinth, Vater?“, wiederholt Eteokles leise. Wir wissen nicht viel über Vater. Aber die Stadt am Isthmos nennt er seine Heimat. „Merope liebte den Jungen wie ihr eigenes Kind. Und doch war er ... von Geburt an ... ein *Hinkefuß*.“ „Du, Vater?“, fragt Polyneikes. Er flüstert. Aber seine Frage dringt bis in den letzten Winkel der Halle. „Ja“, sagt Vater. „Ja, ich.“

Er tritt einen Schritt vor. Der Diener bringt ihm noch einmal die Schale. Vater nimmt sie und leert den gesamten Inhalt über seinem Kopf aus. „Ich bin der Sohn, der die Mutter liebt, wie er nicht soll. Und den Vater trotzig erschlägt.“ „Und wir?“, fragt Polyneikes. „Und wir?“ Da bewegt sich Iokaste zum ersten Mal. Sie hebt die Hand und streckt sie nach ihrem Sohn aus. Doch auf halbem Weg erstarrt sie erneut. Es kommt zu keiner Berührung.

Die Versammelten verharren in fassungslosem Schweigen. „Verflucht!“, schreit Eteokles plötzlich. „Wir sind verflucht.“ „Vater ...“, sagt Polyneikes. „... und *Bruder*.“ Ich sehe, wie das Begreifen in ihm wächst. Bis er es nicht mehr aushält. „Warum?“, ruft er zornig und verzweifelt. „Warum hast du es ... öffentlich gemacht?“ Dann packt er Eteokles am Arm und stürzt mit ihm die Stufen hinunter. Gemeinsam rennen sie aus der Halle. Ich finde, Polyneikes hat Recht.

Ismene ist neben mir zusammengebrochen. Ich kümmere mich nicht um sie. Ich kann sie nicht trösten. Vater sieht seinen Söhnen nach und sein Gesichtsausdruck wird hilflos. Dann winkt er einem zweiten Diener. Er trägt eine Platte und auf dieser Platte liegt eine lange, spitze silberne Nadel, wie Mutter sie verwendet, um ihre Gewänder zu stecken. Ich ahne nicht einmal, was er tun will.

Nein, ich ahne es nicht. Ich schwöre. Vater nimmt die Nadel. „Ich sagte: Ihr seht wieder Licht“, ruft er in die Versammlung. „Ich sagte: ich nicht. Nun wisst ihr, warum. Nun sind wir am Ende.“ Und mit zwei raschen, unaufhaltsamen Bewegungen sticht er sich beide Augen aus.

Ich höre mich schreien und sehe mich aufspringen. Gedacht oder gefühlt habe ich nichts.

Ich eile zu Vater. Sein Blut besudelt mich wie ihn. Ich hebe die Hand und sage zu allen: „Er hat es nicht gewusst. Er kann nichts dafür. Er ist vollkommen unschuldig.“ Dann wende ich mich zu Iokaste um.

Im Gegensatz zu dir, Mutter ...

Ich sage es nicht. Aber allen kommt es so vor, als ob sie es hören. Auch Mutter. Mutter erhebt sich und geht. Es gibt niemanden, der sie aufhält.

Feuer

Der Thronsaal wird leer. Ich kann nicht sagen wie. Es ist, als seien auf einmal alle allein. Niemand kann sprechen. Niemand kann Hilfe erwarten. Jeder geht seinen Weg. Keiner bleibt. Keiner gibt und keiner nimmt. Fort. Das ist alles, was sie wollen. Auch Vater. Auch Ismene. Und ich? Ich stehe allein. In dem großen Saal. Und wiederhole tonlos: *Er ist unschuldig.*

So unschuldig auch wieder nicht, denke ich in Persephones Blumenzimmer. Wie Mutter sagte: Sie war nicht immer Herrin ihres Lagers. „Deine Mutter wollte ihr Leben lang nichts hinnehmen“, sagt Persephone zu mir. Ich stelle verwundert fest, dass ich wieder auf die Liege gebettet bin und die Königin der Unterwelt auf der Kante neben meinem Kopf sitzt. „Sie kämpfte gegen Laios und gegen das verhängnisvolle Orakel. Gegen die Unbesiegbarkeit der Sphinx und gegen die frevelhafte Liebe ihres Sohn“, fährt Persephone fort und ich frage mich, ob ich ihr im Schlaf – oder was es war – von meinen Erinnerungen erzählt habe. „Sie hat nicht immer gewonnen, Andreia. Aber sie war trotzig wie du. Was also ist es, das du ihr nicht verzeihst?“ Das ist eine Frage, die unerwartet weh tut.

Was eigentlich ... ? Hat Persephone Recht?

War Iokaste trotzig wie ich?

Aber sie hat aufgegeben ...

Und das ist die Antwort. „Sie hat aufgegeben, Herrin“, sage ich. „Und das ist unverzeihlicher als alles.“

Ich werde erst aufmerksam, als die Rufe draußen lauter werden. Dringender. Als ich verstehe, was da gerufen wird. „Feuer! Feuer“, ruft es. „Der Palast brennt.“ Schließlich, genauer: „Die Frauenräume stehen in Flammen.“ Mutter hat immer viele Kerzen, denke ich. Aber es hat noch nie gebrannt. „Ismene!“, schreie ich. Das ist mein erster klarer Gedanke.

Ich habe meine Schwester nicht getröstet.

Da ist sie gegangen, um für immer zu gehen.

Besinnungslos renne ich nach draußen. Vor dem geöffneten Tor, das vom Park in Mutters Räume führt, stehen sie. Hilflose, Ängstliche, Neugierige. Niemand tut etwas. „Wer ...?“, keuche ich und meine Stimme will mir nicht gehorchen. „Wer ist da drin?“

„Dein Vater liegt bewusstlos in seinem Schlafgemach“, sagt eine ruhige Stimme zu mir.
 „Deine Schwester ist bei ihm. Deine Brüder sind nicht in der Stadt.“ Ich sehe auf und erkenne Kreion. Kreion, der auch nur steht und nichts tut. Jetzt legt er mir seine Hand auf die Schulter. Sie ist nicht warm und sie zittert leicht. Sie hilft mir nicht. „Es ist niemand in Gefahr“, sagt er.
 „Geh zu deinem Vater, Antigone.“

Aber er hat ... einen Namen vergessen.

Den Namen seiner eigenen Schwester. Iokaste. So wie ich. Weil wir es ihr einfach nicht zutrauen, denke ich. Oder gibt er ihr – *mit Absicht* – eine Gelegenheit zur ... *Flucht*? Zur Flucht in eine der anderen Welten? „Mutter!“, rufe ich laut. „Mutter!“ Auf einmal weiß ich, dass ich es ohne sie nicht schaffe. Ich wische Kreions Hand von meiner Schulter und laufe blind in die Flammen.

Ich weiß nicht, wie ich in Mutters Schlafzimmer komme. Ich sehe nichts und bekomme keine Luft. Alles ist voll von schwarzem Qualm. Flammen wären besser, denke ich dumpf. Der Qualm ist schwarz und schwer und lässt alles Weiche unter der Haut verdorren.

Mutter liegt auf ihrem Lager. Ich habe nichts anderes erwartet. Sie liegt da und rührt sich nicht, wie auch draußen die Leute stehen und sich nicht rühren. Und so, wie sie selbst stets reglos gewesen ist. „Mutter!“, rufe ich und werfe mich neben ihr zu Boden. „Mutter, komm, steh auf! Wir müssen ... raus ...“ Ich huste und keuche und bezweifle, dass sie mich hört.

„Geh“, sagt sie plötzlich zu mir, ohne auch nur den Kopf in meine Richtung zu wenden.
 „Geh, Antigone.“ Ich nehme wortlos ihre Hand und beginne daran zu zerren. „Hast du mich nicht verstanden, Antigone?“ Ihre Stimme ist so hart wie ihre Schläge. „Mutter, das Dach wird gleich einstürzen. Niemand wird dich retten. Sie stehen draußen und schauen zu.“ Ich flüstere und zugleich schreie ich. Ich glaube, dass sie mich jetzt hört. „Sogar Onkel Kreion“, sage ich schluchzend.

„Und du?“, fragt Mutter. „Warum bist du nicht bei ihnen?“ Sie will ihre Hand von mir befreien. Aber ich lasse nicht los. „Ich gehe nicht ohne dich“, sage ich. „Dahin, wohin ich jetzt gehe, kannst du mir nicht folgen“, sagt Mutter. Auf einmal bin ich so zornig, dass ich meine Verzweiflung vergesse. „Aber mich hast du gerade gezwungen zurückzukehren!“, schreie ich sie an. „Wozu? Um ... *dies* ... zu erleben? Allein?“

„Antigone!“ Auf einmal kommt Mutter hoch und legt ihre Hände um mein Gesicht. „Man ist immer allein“, sagt sie leise. „Aber gut, wenn du meinst, dass es dir hilft ...“ Sie lässt mich los und steht auf. Gemeinsam verlassen wir das Schlafzimmer. Als wir an der Schwelle stehen, bricht hinter uns das Dach ein. Flammen schießen empor. Rote und gelbe. Wie ich es gewollt habe. Der Qualm aber legt sich dichter und dichter um Mutter und mich. „Lauf!“, befiehlt Mutter und schiebt mich unsanft vorwärts. Sie treibt mich und stößt mich. Sie tut mir weh, wie sie es immer getan hat.

Als ich durch das Tor stolpere, fangen mich viele Arme. Draußen regnet es. Ungewöhnlich im Sommer.

*Oder auch wieder nicht.
 Es blitzt und donnert außerdem.*

Ein Gewitter. Ohne Ankündigung. Gerade jetzt. Die Luft, auf einmal so frisch und kühl, macht mich benommen. Ich atmete tief ein. Dann weiß ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich in Vaters Schlafzimmer. Ismene sitzt bei mir. Auf einem zweiten Lager erkenne ich Vaters große, kräftige Gestalt. Er hat eine weiße Binde über den Augen und stöhnt leise. „Wird er leben?“, frage ich Ismene. Meine Schwester nickt und drückt meine Hand. Anscheinend glaubt sie, ich könnte mich freuen. „Und ... Mutter?“ Meine Schwester schüttelt langsam den Kopf.

„Was?“ Ich komme so rasch hoch, dass mir wieder schwindelig wird. „Du hast mich nicht verstanden, Ismene. Ich sagte: *Mutter!* Ich habe Mutter doch ... herausgeholt.“ Ismene stützt mich. Ich merke, dass sie schlimmer zittert als ich. „Sie hat es nicht geschafft, Antigone“, sagt sie leise. Ich ballte meine Hände zu Fäusten. „Sie hat mich betrogen“, sage ich in fassungslosem Grimm. „Sie hat mich ... am Ende ... betrogen.“ Dann lege ich mich hin und schwöre mir, ihr zu folgen. Sie zu verfolgen. Und sei es, bis in den Tartaros.

„Ist das der Grund, weshalb du hier bist?“, fragt Persephone. „Das ist viele, viele Jahre her“, sage ich und löse mich nur mühsam von den schrecklichen Bildern. „Willst du sagen, was so viele Sterbliche sinnlos behaupten?“, fragt die Königin der Unterwelt enttäuscht. „Dass die Zeit die Wunden heilt?“ Ich schüttelte heftig den Kopf. „Das weiß ich besser“, sage ich und könnte um Mutter weinen, wenn sie mich liebe.

„Iokaste ist hier“, sagt Persephone, „hier bei uns. Du könntest sie sehen und sprechen. Aber ich erlaube es nur, wenn du mir versprichst, ihr zu vergeben.“ Ich sehe ihr in die Augen und weiß, sie meint es ernst. Zum ersten Mal weise ich den Gedanken an Vergebung nicht blind von mir. „Die Frage ist“, sage ich langsam: „Wollte sie am Ende ... drinnen oder draußen sein?“ „Du könntest sie fragen“, sagt Persephone lockend. „Ja“, sage ich, „vielleicht. Aber lassen Sie mir noch Zeit. Es war ja ... leider ... nicht aus.“ Ich atme tief durch. „Es war noch längst nicht zu Ende.“

Die Entscheidung der Brüder

So sehr ich auch dazu entschlossen war – das Sterben ist mir nicht gelungen. Auch das liegt wohl an meinem zweiten Namen. Als ich die Augen wieder öffne, hat vieles sich verändert. Theben ist düsterer denn je. Das Gelb der Starre ist durchsetzt vom Schwarz der Trauer. Zuerst vermute ich, die Trauer gelte uns. Dem König und der Königin und ihren unglücklichen Kindern. Doch schon bevor ich wieder richtig bei Bewusstsein bin, erfahre ich von neuem Schrecken. Ein strenger Herrscher, fast wie Laios, regiert mit harter Hand. Es hat schon Hinrichtungen gegeben. „Apollon anzuklagen wegen des Orakelspruchs“, sagt mir die Magd, die mir beim Anziehen hilft, „ist strenger noch verboten als zu töten.“

Vater ist nicht mehr König. Eteokles und Polyneikes haben Onkel Kreion als ihren Regenten eingesetzt. Nicht freiwillig, deutet Ismene an. Die Edlen sie dazu gedrängt haben. Nächstes Jahr, heißt es. *Nächstes Jahr* soll einer von euch König sein. Nicht nur in den Ohren meiner Brüder klingt das verheißungsvoll. Ich glaube, für ganz Theben.

„In drei Jahren“, sagt Ismene, „in drei Jahren erst müssen wir heiraten. Das ist eine lange Zeit, nicht wahr?“ Die Frage der Ehe ist für meine Schwester noch immer wichtiger als alles

andere. Ich frage mich, was diese Frist bedeutet. Bedeutet *in drei Jahren ... nie?* Bedeutet es, dass unser Onkel seine Söhne vor uns schützen will?

„Wie geht es dir, Ismene?“ frage ich. Da sieht sie mich mit ihren blauen Augen an, bis sie in Trauer schwimmen. „Antigone“, bringt sie gepresst hervor, „ohne freundliche Götter kann ich nicht leben.“ Sie klammert sich an meine Hand. „Ismene“, entgegne ich, beinahe empört. „Du hast Mutter und Vater verloren und sorgst dich um die ... *Götter?*“ Sie überhört den Vorwurf in meiner Stimme. „Ich flehe zu Artemis“, flüstert sie, „ich flehe zu Artemis, dass sie mir ein Zeichen gibt. War es nicht ihr Bruder, der uns schlug?“

Der Gott des Orakels, gewiss ...

Ich aber habe das Lachen der Dunklen im Ohr.

*Du gabst mir dein Wort, Iokaste.
Es kehrt nicht leer zu dir zurück.*

„Wie geht es dir?“ frage ich Vater und setze mich zu ihm. Ich halte aber Abstand und meide die Berührung. Ich habe ihn im Park gefunden. Er sitzt auf seinem Umhang, nahe bei den verkohlten Resten der Frauengemächer. Der Geruch nach Feuer und Verbranntem hängt noch immer in der Luft. Es ist Herbst geworden und ein kühler Wind hat Regen gebracht. Aber noch so viel Regen kann nichts verwischen und nichts wegwaschen.

Es ist nicht schwer gewesen, Oidipous zu finden. Er sitzt immer an derselben Stelle. Tag für Tag. Früh am Morgen erhebt er sich von seinem Lager und tastet sich selbst dorthin. Abends erst, wenn der Sonnenwagen seinen Weg über den Himmel vollendet hat, kehrt er zurück. Die Diener bringen ihm Brot und Wasser. Mehr lässt er nicht zu.

„Ich wünschte, ich hätte mehr Schmerzen“, sagt Oidipous mit rauer Stimme, die lange nicht mehr gesprochen hat. Ich sehe ihn zum ersten Mal ohne die Augenbinde. Ich sehe in leere Höhlen, wo einmal blitzende braune Augen waren. Kannst du haben, denke ich grimmig. Und möchte ihn schlagen, schlagen, schlagen. „Warum hast du das getan?“, frage ich. „Was meinst du?“, fragt er verwirrt.

„Wir hätten kämpfen können“, sage ich und erspare ihm nicht den Vorwurf. „Wir hätten zusammenhalten und kämpfen können. Du und Mutter, meine Geschwister und ich. Was, wenn wir das Geheimnis bewahrt hätten und weitergemacht, als sei nichts geschehen?“ Oidipous seufzt. „Das sagen deine Brüder auch“, meint er. „Aber Ismene versteht mich.“

Ismene. Ausgerechnet.

„Es hätte keinen Frieden gegeben, Antigone“, sagt er müde. „Es ist nicht so, dass wir allein auf der Welt sind. Die Götter sehen uns an, Tochter. Erinyen rächen den Frevel.“ Erinyen, denke ich ungeduldig. Ich bin nie einer begegnet. Sie sind fern wie Penelope und ihr listenreiches Gewebe. „Ich habe keinen Frevel begangen!“, rufe ich wild.

„Du hast vollkommen Recht, Antigone.“ Eteokles und Polyneikes sind unbemerkt hinzugetreten. Ich sehe sie an, als sähe ich sie zum ersten Mal. Meine Brüder. Trotz allem. Noch immer meine Brüder und unversehrt. Ihnen zumindest ist nichts geschehen. Im

Gegenteil. Sie sind älter und stärker geworden. Ihre Stimmen sind tief und entschlossen, ihre Gesichter sind nicht länger weich und kindlich. Sie haben kantige Züge, einen Ansatz von Bart und einen klaren festen Blick. Sie wollen über Theben herrschen und sie wissen, dass sie es können. Ich erschrecke, als ich die Ähnlichkeit zwischen ihnen erkenne. Sie wollen beide das Gleiche. Doch nur einer kann König sein.

Es ist Eteokles gewesen, der mir Recht gab. „Versteht ihr denn nicht?“, sagt Vater, aber die Überzeugungskraft, die stets in seiner Stimme wohnte, ist ihm zugleich mit dem Augenlicht und dem Glauben abhanden gekommen. „Polyneikes, Eteokles, Antigone: Was geschehen ist, ist Frevel und Schuld. Was wir wollten und taten, spielt keine Rolle. Wir müssen tragen, was ist.“

„Nein!“, ruft Polyneikes und baut sich vor Vater auf. „Nein! Müssen wir nicht! Wir verdienen eine eigene Chance.“ Ich höre ein fernes Donnerrollen. Was ist, Vater Zeus?, denke ich gereizt. Stimmt du zu oder drohst du uns mit der nächsten Heimsuchung?

„Die Thebaner werden uns den Anspruch auf den Thron nicht streitig machen“, sagt Eteokles eifrig. Er hat das Donnern nicht gehört. „Wir sind – durch die Laune der Götter – von vierfach königlichem Blut. Erben des Laios wie seines Sohnes, Erben der Königin wie ihres Gemahls. Niemand ist edler als wir.“ Nicht nur Vater zuckt zusammen. Auch ich. Die Beweisführung ist dreist.

Aber schlüssig ...

Das Donnerrollen kehrt wieder, draußen und in mir.

Wir sind nicht allein auf der Welt ...

Doch, Vater, vollkommen allein.

Vor allem, seitdem Mutter und du uns im Stich gelassen habt.

„Es ist nämlich so, Vater“, sagt Polyneikes und holt tief Luft. Ich stehe auf und stelle mich neben ihn. Ich weiß, dass er jetzt etwas Schreckliches sagen wird. Dass er sich davor fürchtet und doch nicht darum herum kommt, es auszusprechen. Weil es das ist, was er will. „Wenn du fortgehst und wir dich vergessen können, dann werden die Thebaner keine weitere Buße verlangen. Sie zürnen uns nicht. Aber sie fürchten die Rache der Götter, die auf dir lastet.“

Dort, wo es gedonnert hat, entlädt sich krachend ein Blitz. „Die Rache der Götter ist keine ansteckende Krankheit“, sage ich empört. Über ansteckende Krankheiten weiß ich Bescheid. Mein Gesicht wird für immer davon zeugen. „Doch“, sagt Ismene. Sie kommt, stellt sich neben mich und sucht, wie immer, meine Hand.

Wann hört sie auf, ein Kind zu sein?

„Götter strafen Frevel an den Kindern und den Kindeskindern.“ Jetzt, sehe ich, *jetzt* hat sie aufgehört, ein Kind zu sein. „Ich habe es endlich verstanden“, sagt sie. „Ich habe verstanden, warum Apoll uns das angetan hat.“ Polyneikes hebt ärgerlich die Hand. Er weiß, was er will. Auf Ismene hat er noch niemals gehört. Aber Eteokles hält ihn fest. „Sie spricht für uns, Bruder“, sagt er. Das bezweifle ich. Aber ich sage es nicht.

„Kadmos gründete die Stadt an einem Ort, den Apollon ihm gewiesen hatte“, sagt Ismene und sie spricht, als sei sie in Trance. „Aber er dankte das Wohlergehen nicht dem Gott, sondern

seinem eigenen Mut. Er heiratete eine Göttin und hielt sich bald selbst für unsterblich. Aus Drachenzähnen ließ Kadmos Krieger erstehen, aus den Zähnen eines Drachens des Ares. Seht auf das Geschick seiner Kinder. Semele, Aktaion, Agaue – sie alle zogen sich den Hass der Götter zu und gingen daran zugrunde. Der Hochmut des Kadmos verdarb ihr Leben und nun auch das von Laios und Iokaste. Vaters Augenlicht ist vielleicht ... die letzte Sühne, die Apollon von Thebens Herrschern verlangt.“

„So ist es“, sagt Eteokles eifrig. „Wer hat dir das gesagt?“, fragt Polyneikes mit leichtem Spott. „Der Gott von Delphi persönlich?“ Ismene begegnet dem Einwurf mit Sicherheit und Würde, die ihr sonst fremd sind. „Frauen halten sich von Apollon lieber fern“, sagt sie. „Aber Mutter betete zu seiner Schwester Artemis. Und das tue auch ich.“

„Artemis“, wiederholt Polyneikes unwillig. „Eine Göttin, unbeständig wie der Mond und gefährlich wie eine Schlange.“ Ich erinnere mich schwach an das, was er mir einmal anvertraut hat. Artemis im Osten ... Und dann an die Dunkle. „Alle Götter sind gefährlich, Polyneikes“, sagt Ismene.

Warum nur klammert sie sich noch immer an meine Hand?

Ismene weiß, was ich nicht weiß. Und findet sich ab, womit ich mich niemals abfinden werde. Lieber würde ich ... auch gegen Götter ... kämpfen. „Königin Hera“, bete ich still, „ich wünschte, die Götter handelten anders ...“

„Damit ist unser Anliegen umso berechtigter“, sagt Polyneikes zu dem Geblendeten, der stumm am Boden sitzt. „Geh fort, Vater. Gib der Stadt und deinen Kindern Frieden.“ Eteokles sucht seine Nähe. „Du könntest nach Korinth zurückkehren“, sagt er, ohne Vater die Gelegenheit zu einer Antwort zu geben. „Oder geh nach Athen. Ich bin sicher, Theseus wird dich als Gastfreund empfangen.“

Die ganze Zeit über stehe ich dabei und sage kein Wort. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich habe mehr als eine Meinung. Aber eigentlich scheint mich nichts von alledem selbst zu betreffen. Ich stehe dabei wie ein Zuschauer im Theater. Eine Tragödie, denke ich. *Oidipous und wie Apoll ihm das Licht nahm*. Wenn es so ist, wie Ismene sagt ...

„Wie kann ich den Pokal der Gastfreundschaft trinken?“, sagt Oidipous plötzlich. „Ich habe den Becher des Leids ja längst nicht zur Gänze geleert. Zuerst muss es noch viel mehr schmerzen.“ Eteokles' Gesicht wird ungewohnt hart. „Geh, wohin du willst, Vater“, sagt er. „Aber geh.“ Polyneikes ist ebenso entschlossen. Aber weniger kalt. „Wir werden deine Schmerzen nicht länger teilen“, verkündet er. Die beiden Jungen gehen, ohne den Vater nur einmal berührt zu haben.

Der Kuss

Ich habe meine silberne Herastatue in die Hand genommen. Seit meiner Geburt begleitet sie mich. So wie Mutter.

Aber Mutter hat mich im Stich gelassen.

„Ich habe nur noch dich“, sage ich der kalten, aufrechten Göttinnenfigur. Vater wird nicht fortgehen. Meine Brüder werden nicht herrschen. Ismene wird niemals eine Dienerin der Artemis.

*Was ist der Sinn? Was ist der Sinn?
Und was wird aus mir?*

Auf einmal scheint mir der silberne Glanz der kleinen Statue heller zu werden. „Gib nicht auf, Antigone ... alles, was zählt, ist, dass du nicht aufgibst ...“ Ich höre eine Stimme, die ich nie wieder vergessen werde. So klar ist sie und so beruhigend eindeutig. „Du bist immer allein“, sagt die Stimme. „Aber du bist stark genug, daraus Sinn zu gewinnen ...“ Hat Mutter nicht Ähnliches zu mir gesagt?

Man ist immer allein ...

Ismene schläft schon, aber zu mir will der Schlaf nicht kommen. Schließlich schleiche ich mich leise aus unserem Zimmer und schlüpfte durch die schmale Hintertür in den Park. Es ist kalt. Aber die Kälte in mir ist größer als der nahende Winter. Ich nehme keinen Mantel. Es sind ein paar Sterne am Himmel, aber sie dürfen nicht funkeln. Denn rund und voll taucht die Scheibe des Mondes alles in bleiches, glanzloses Licht.

Es gibt eine andere Artemis, hat Polyneikes mir einmal gesagt. Die Artemis des Ostens ist eine Fruchtbarkeitsgöttin und in Vollmondnächten liebt sie den Jüngling Endymion. „Weißt du, wie man die Artemis des Ostens darstellt?“, fragt mich, gerade als ich daran denke, die Stimme meines Bruders.

Er hat an der Stelle gesessen, wo tagsüber Vaters Platz ist, und kommt nun aus dem Mondschatten auf mich zu. Er stellt sich hinter mich und umfasst meine Taille. Ich rieche seinen Atem. Er riecht nach allzu viel Wein. Ich schüttele den Kopf. „Ihr Oberkörper“, sagt er langsam und mit schwerer Zunge, „ist von Brüsten übersät.“ Unversehens tastet er nach meinen.

Mit einem erschrockenen Schrei entwinde ich mich seinem Griff und drehte mich zu ihm um. „Unsinn“, sage ich scharf. „Das denkst du dir bloß aus!“ Polyneikes grinst mich herausfordernd an. „Haimon hat es mir gesagt.“ „Haimon?“ Haimon ist Kreions zweiter Sohn, der, den ich einmal heiraten werde.

In drei Jahren. Oder ... nie.

„Ist er denn ... in Theben?“ Ich habe meinen Verlobten niemals gesehen und ich gestehe, dass mich der Gedanke, ihn endlich kennen zu lernen, nicht kalt lässt. „War“, sagt Polyneikes knapp. „Er war hier und ist wieder weg.“

Haimon ist, wie ich mühsam aus Polyneikes herausfrage, seinem Vater heimlich nachgereist. Er hat von meiner Krankheit gehört und hat mich sehen wollen. Doch Kreion hat ihn gezwungen, unverrichteter Dinge zu seiner Mutter zurückzukehren. Ich sei noch immer ansteckend ...

... oder erneut ansteckend, in anderer Weise.

„Wahrscheinlich fürchtet Onkel Kreion, dass Haimon sich weigert dich zu heiraten, wenn er dein Narbengesicht sieht“, sagt Polyneikes. „Was ...?“ Ich sehe fassungslos zu meinem Bruder auf. Gewiss, er ist frech und manchmal auch rücksichtslos. Aber noch nie hat er mir absichtlich weh getan.

Polyneikes bemerkt meinen Blick und ich sehe, dass er sich schämt. Dann erzählt er mir unvermittelt, dass seine Verlobung mit Eurybates' Tochter Chloe gelöst sei. „Sie hat mir den Ring zurückgegeben“, sagt er rau. „Durch einen Boten. So sehr verabscheut sie unseren Vater.“ Auf einmal packt er mich wild und presst mich an sich. „Unseren Vater“, murmelt er undeutlich an meiner Wange. „Wie ist es, Antigone? Wenn der Sohn mit seiner Mutter Küsse tauscht, warum nicht auch ein Bruder mit der Schwester ...?“

Seine linke Hand liegt auf meinem Po, die rechte greift in mein Haar und zieht den Kopf zurück. Er küsst mich. Er küsst mich, wie ein Mann eine Frau küsst, und ich halte still. Ich könnte ihn beißen. Ich könnte schreien. Treten. Aber ich halte still. Denn ich fühle seine Wut und seine Verzweiflung. Vor allem aber spüre ich Einsamkeit. Unsere Eltern haben nicht nur mich im Stich gelassen. Auch Polyneikes, meinen wilden, stolzen Bruder. In seinem Herzen ist er noch ein Kind.

„Was tut ihr?“ Eteokles kommt hinzu und so werde ich nie mit letzter Sicherheit sagen können, dass ich es rechtzeitig beendet hätte. Dass ich Polyneikes zur Vernunft gebracht und meine Würde gewahrt hätte. „Ich mache unserer Schwester klar, dass wir Aussätzige sind“, sagt Polyneikes und weicht schwankend vor mir zurück.

„Dann komme ich gerade recht“, meint Eteokles, nicht ohne misstrauische Blick zwischen Polyneikes und mir hin- und herwandern zu lassen. „Ich suchte dich aus einem ähnlichen Grund, Antigone.“ Ich ringe um Gelassenheit. „Suchtest ... mich? Nachts im Park?“ Eteokles hebt die Schultern. „Niemand findet Schlaf dieser Tage“, meint er. „Niemand außer Ismene, die in anderen Sphären lebt.“

„Ismene“, sage ich, „gewiss. Sie würde Dankgebete sprechen, wenn Menoikeus von seinem Eheversprechen zurückträte.“ Ich nehme wahllos den ersten Gedanken auf, der mir in den Sinn kommt. Die Knie zittern mir von dem Kuss meines Bruders. Es ist mein erster, mein erster Kuss, der den Namen verdient, und von jedem anderen hätte ich ihn voll Staunen und Dankbarkeit angenommen. Ich hätte die Augen geschlossen und mir gesagt: So, ja so soll Liebe sein.

Aber Polyneikes ist mein Bruder. Er ist betrunken und verzweifelt und keineswegs verliebt. Höchstens vielleicht in Chloe. „Drei Jahre“, sagt Polyneikes und ich sehe ihm an, dass seine Gedanken anderswo weilen. „Das ist alles, was wir von Menoikeus hörten.“ Feigling, denke ich verächtlich. „Bei allen Göttern!“, ruft Eteokles ungeduldig. „Als ob es jetzt noch von Bedeutung wäre, wer eine Frau nimmt, wann und welche!“ Er nimmt meine Hände und drückt sie. „Ich will den Thron. Das ist es, was ich will.“

„Den Thron will Polyneikes auch“, sage ich. „Doch mehr noch will er Chloe.“ Ich weiß, dass sie schön ist, vornehm und ... *eingebildet*. „Der Thron steht fester“, sagt Eteokles. Polyneikes beginnt zu lachen, bitter und böse, und hört nicht wieder auf. Eteokles zieht mich von ihm weg. „Antigone“, sagt er, „ich sehe dich manchmal mit ... Vater.“ Ich suche vergeblich etwas anderes als Härte in seinem Gesicht. „Im Gegensatz zu dir und deinem Bruder“, entgegne ich vorwurfsvoll. Aber er schüttelt den Vorwurf ab. „Ich wüsste gern ...“, fährt er unsicher fort, „worüber ihr sprecht.“

„Über Mutters Augen und ihre Stimme“, sage ich unwillig. „Über Mutters Freude an guter Musik und über Mutters langes, schwarzes Haar.“ An einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit hätte ich lieber meine Zunge verschluckt, als dies zu offenbaren. „Er liebt sie noch immer ...“ Eteokles sagt es angewidert und abwehrend. „Soll man seine Mutter nicht lieben?“, frage ich ihn. Da scheint es, als ob er mich schlagen will.

„Bring ihn dazu, zu verschwinden!“, sagt Eteokles plötzlich laut. „Mach, dass er Theben verlässt und ich ihn nie mehr sehen muss.“ Ich suche den Blick von Polyneikes. „Wir brauchen keinen blinden Vater“, sagt Polyneikes und steht auf einmal Schulter an Schulter mit ihm.

... der außerdem noch unser Bruder ist.

„Was soll aus ihm werden?“, frage ich mit trockenem Mund. „Danach fragen wir nicht“, sagt Polyneikes, und obwohl es eine klare Nacht ist und keine einzige Wolke den Vollmond bedeckt, höre ich in der Ferne Donnerrollen. „Ihr habt ihn geliebt“, sage ich. „Täuschung und Irrtum“, sagt Eteokles bitter. „Alles Lüge“, ergänzt Polyneikes.

Der Zwist der Brüder

*Wenn der Vater die Macht aus den Händen gibt,
kämpfen die Söhne.*

Ich habe die silberne Herastatueette neben mir auf dem Kopfkissen liegen. Vielleicht hat sie zu mir gesprochen. Vielleicht ist es aber auch nur meine eigene Sorge, die auf einmal wie ein ehernes Gesetz in meinen Ohren klingt.

*Wenn der Vater die Macht aus den Händen gibt,
kämpfen die Söhne ...*

Der Mond nimmt wieder ab und die Nächte sind dunkel und lang, aber der Schlaf ist noch immer ein seltener Gast im Palast. Die Schlaflosigkeit verursacht mir Schmerzen im Kopf und so habe ich schließlich schon am Nachmittag Ruhe gesucht, das Zimmer verdunkelt und liege auf meinem Bett. Ismene ist zu dem Artemision hinaufgewandert, das wir als Kinder einst entdeckten.

Und was wir alles entdeckten!

Ich bin allein mit meiner Statuette. Ich denke an den Kuss. Wäre er nur nicht von meinem Bruder gewesen. Ich denke daran, was meine Brüder von mir hoffen.

Mach, dass Vater Theben verlässt!

Ich rolle mich ein und umklammere unter der Bettdecke meine Knie. Wenn Vater Theben verlässt, dann wird er mir fehlen. Warum bleibt er? Er sitzt nur da und wartet. Auf nichts. Er ist der Wächter eines zerstörten Hauses, eines Hauses, das niemand mehr zu bewachen braucht. Weil niemand kommen wird, es zu plündern.

Ich weiß, dass meine Brüder mehr treibt als der Glanz der Krone. Sie wollen Theben retten. Kreion gebärdet sich wie ein Tyrann. Selbst ich höre das Flüstern, der grimmige Laios sei zurückgekehrt. *Und schlimmer.* „Wir müssen ihn aufhalten“, sagen Eteokles und Polyneikes entschieden. Aber was das betrifft, verschließt Vater die Ohren, so wie er vor mir und meinen Geschwistern die Augen verschlossen hat. Warum bleibt er? Was will er?

Ich höre Lärm, der von draußen in mein einsames Zimmer hereindrängt. Zögernd und widerwillig stelle ich die Statuette zurück an ihren Platz am Kopfende meines Lagers. Ich verlasse mein Zimmer und sehe nach, was geschieht. Ich sehe meine Brüder. Sie kämpfen. Im Park kämpfen sie, mit ihren Schwertern, um den Thron.

„Niemals will ich dir weichen!“, schreit Eteokles. Seine Stimme klingt anders als sonst. Berauscht. „Du hast keinen Platz, von dem du weichen müsstest“, entgegnet Polyneikes. „Denn du bist von allem Anfang an der Zweite.“ Im Takt ihrer Worte schlagen sie zu. Ich sehe zum ersten Mal, was für geschickte Kämpfer meine beiden Brüder sind.

„Ich wäre der Zweite?“, schreit Eteokles. „Lass dir gesagt sein: Ich kam am Tag zur Welt und du erst in der folgenden Nacht!“ Zwillinge sind sie. Auch wenn es nicht so scheinen mag. „Was?“ Polyneikes lässt so jäh sein Schwert sinken, dass Eteokles ihn beinahe ernstlich verletzt hätte. Betroffen zieht er sich zurück. „Frag die Amme“, keucht er. „Sie hat es mir gesagt.“

Polyneikes macht einem der Diener, die aus respektvollem Abstand den Kampf der Brüder beobachten, ein ungeduldiges Zeichen. „Hol sie“, sagt er. „Ich bringe das Lügenmaul zum Schweigen.“ Dann lässt er das Schwert fallen und geht mit den Fäusten auf Eteokles los. Eteokles ist erneut überrumpelt. Aber er fasst sich rasch. Auch er verzichtet auf die Waffe und schlägt mit bloßen Händen zurück. Ich wende mich entsetzt ab und hoffe, dass Ismene noch nicht heimkommt.

Es ist fast dunkel. Dann sehe ich ihn: Unser Vater sitzt noch an seinem Platz. Er ist Zeuge. Er sieht nicht und beinahe scheint es, als sei er für alle außer mir unsichtbar. Aber er ist Zeuge und hört und versteht, was seine Söhne tun.

Ich gehe zu ihm und berühre seine Schulter. Dürr und knochig ist sie geworden. Und war doch gerade noch so kraftvoll! „Vater“, bitte ich ihn, „sag ihnen, dass sie aufhören sollen.“ Er schüttelt den Kopf und lässt mich in seine leeren Augenhöhlen sehen. „Wir sind verflucht“, sagt er. „Nicht nur ich. Auch ihr, meine Kinder. Sieh hin, Antigone, sieh genau hin: So werden Polyneikes und Eteokles enden.“

Die Söhne der frevlerischen Verbindung
von Mutter und Kind
enden im gottlosen Kampf.
Sterben werden sie ruhmlos, beide,
von der Hand ihres eigenen Bruders.

„Unsinn, Vater“, sage ich und bin mir bewusst, dass ich mir mit solch einer Antwort bei Mutter etliche Hiebe verdient hätte. „Es ist ja nicht Ernst. Sie haben Wein getrunken und nun erproben sie ihre Kräfte.“ Aber ich weiß es besser. Als Vater sprach, streifte mich ein kalter Hauch. Ich habe Gänsehaut, denn ich weiß: Das ist der Atem der Dunklen Göttin.

Hera, steh uns bei!

*Kann sich die Dunkle nicht zufrieden geben
mit Mutters Tod und unsrer Verzweiflung?*

Aber ich fürchte, Vaters Worte sind ein neuer Orakelspruch gewesen. *Unausweichlich wie der erste ...?* „Nicht für mich!“, höre ich mich schreien. „Hört auf, hört beide auf!“ Ich werfe mich bedenkenlos auf meine Brüder, die sich fluchend und schlagend am Boden wälzen. „Gib auf, Antigone“, sagt Vaters Stimme.

*Hat er nicht kürzlich noch gesagt: Mach weiter ... ?
Kämpfe. Wehr dich. Du darfst nicht aufgeben.*

„Niemals!“, rufe ich. „Ich bin Andreia!“

*Ein Mädchen bist du,
ein wehrloses kleines Mädchen ...*

Das erfahre ich im nächsten Augenblick. Denn bevor meine Brüder bemerken, dass sie es mit mir zu tun haben, haben sie mich schon getroffen. Eine Faust – und wir finden auch später nie heraus, wessen – trifft mich ins Gesicht.

Ich habe nicht geahnt, dass eine gebrochene Nase so sehr bluten kann. Sie haben mich bäuchlings auf mein Bett gelegt und Ismene hält meinen Kopf über eine Schale, die mein Blut auffängt. Meine Brüder laufen mit großen Schritten im Zimmer hin und her, fluchen leise und rufen meinen Namen.

„Vater?“, frage ich und meine Stimme scheint, wie das Blut, allein in der Nase zu wohnen. „Er ist noch draußen“, sagt Ismene. „Er sagt: Polyneikes und Eteokles sind verflucht.“ Meine Brüder knien sich neben das Bett und wetteifern, meine Hände zu halten. „Es war ein Unfall, Antigone“, sagt Eteokles und klingt vollkommen nüchtern. „Es war nicht ernst“, beteuert Polyneikes. Er zittert. Seine Hände sind kalt, aber auf seiner Stirn stehen Schweißtropfen. „Ich habe mich geirrt, Antigone“, sagt Ismene. „Apollons Zorn ist noch immer nicht gesättigt. Nun zielt er ... auf uns.“

„Unsinn“, näsele ich. „Wir werden es nicht zulassen.“ Ich nehme das Tuch, das neben meinem Kopf liegt, halte es unter meine Nase und setze mich auf. „Ich verzeihe euch“, erkläre ich meinen Brüdern und sehe sie fest an. „Ich verzeihe euch, wenn ihr mir ein Versprechen gebt.“ Ich höre, dass meine Worte kläglich klingen. Meine Geschwister hören es nicht. „Was immer du willst“, murmelt Polyneikes und Eteokles fragt: „Was willst du?“

„Versprecht mir und euch selbst, niemals um den Thron von Theben zu kämpfen.“ Meine Brüder tauschen ratlose Blicke. Ismene richtet sich auf und tritt einen Schritt zurück. Ich sehe, wie ihr Gesicht hell wird. „Aber wir wollen ja nicht ...“, beginnt Eteokles. „Was sollen wir anderes tun?“, fragt Polyneikes. „Gebt Antigone das Versprechen!“, verlangt Ismene. „Dann werdet ihr gezwungen sein, einen Ausweg zu suchen.“

Polyneikes lässt meine Hand los und nimmt das Hin- und Herlaufen wieder auf. Er macht große Kreise um mein Bett. Inzwischen ist das Tuch durchgeblutet und ich muss auf die Schale zurückgreifen. „Wir dürfen uns nichts vormachen“, sagt Polyneikes. „Keiner von uns wird auf den Thron verzichten. Und wenn Eteokles sich darauf berufen will, dass er sechs Stunden älter ist, dann ... schlage ich ihm ins Gesicht!“ Eteokles schnappt empört nach Luft.

„Damit änderst du nichts“, sagt er trocken. Er hält noch immer meine Hand. Aber er macht sich mir nicht bemerkbar. All seine Gedanken sind bei dem Streit um die Macht.

„Seht mich doch an!“, ruft Polyneikes auf einmal leidenschaftlich. „Was kann ich denn anderes tun als kämpfen? Man hat mir nicht einmal einen richtigen Namen gegeben. *Der, der viel streitet*, ruft man mich seit meiner Geburt. Wenn das nicht schlimmer ist als ein Orakel!“ Ich sehe ihn an und ich weiß, wie ehrlich er es meint.

Wahrscheinlich hat er Recht ...

„Gebt mir das Versprechen!“, sage ich hart. „Oder ich will euch nie mehr wiedersehen.“ Ich entziehe Eteokles meine Hand und er richtet sich schwerfällig auf. Mitten im Raum begegnen sich die Brüder. Sie bohren ihre Blicke ineinander, suchen im Gesicht des anderen, entspannen sich schließlich. Dann liegen sie sich in den Armen. „Ismene“, sage ich, „du bist Zeugin. Du bürgst für den Bund, den Polyneikes und Eteokles heute schließen.“ Meine Schwester nickt ernst. Sie hat die Würde der Göttin. „So soll es sein“, sagt sie.

Das Versprechen, das sich unsere Brüder in jener Nacht gaben, trage ich bis heute im Herzen.

Bruder, ich will König sein.
Doch niemals, Bruder, dein Feind
noch dein Mörder.
Die Götter mögen mich hören.
Ihrer Rache bin ich verfallen,
wenn mein Versprechen
einmal zerbricht.

Am Tor

„So viel guter Wille“, sage ich zu Persephone. „Hätte es nicht gelingen müssen?“ Ich weiß: Das ist eine Möglichkeitsform der Vergangenheit. Längst überholt. „Es zählt, was geschieht“, sagt die Königin der Unterwelt. „Was gewollt war, bleibt ohne Gewicht.“ Nichts anderes hatte Artemis Kallisto zu sagen. Nichts anderes hatte sie Mutter zu sagen.

*Um Mutter hat sie sich weiter bemüht.
Doch da wurde es nur schlimmer.*

Persephone nimmt eine der Nelken aus der Vase und dreht sie nachdenklich in den Händen. „Sieh, Andreia“, sagt sie leise. „Ich liebe nichts mehr als die Blumen. Weil ich sie liebe, will ich sie um mich haben. Und lasse sie pflücken. Gepflückt aber verlieren sie ihre Wurzeln. Sie werden sterben, Andreia. Weil ich sie liebe.“ Ich sehe die zart gekräuselten Blütenblätter und habe Gänsehaut. „Wo ist der Sinn?“, frage ich tonlos. Aber die Königin schüttelt den Kopf. „Ich kann dir das Leben nicht erklären, Andreia“, sagt sie. „Ich herrsche nur über Tote.“ Ich schlucke und wünsche, ich könnte die Frage, die mir auf der Seele brennt, ungefragt lassen.

„Und Mutter ... ist *wirklich* ... bei Ihnen, Herrin?“ Persephone steckt die Blume sorgsam zurück zu den anderen. „Nicht, wie sie war“, sagt sie. „Aber doch: du würdest sie erkennen.“

Woran?, will ich fragen. An ihrer Härte, ihrer Starre, an ihrer verbrannten Haut? „Meine Brüder? Ismene?“, frage ich zaudernd. Persephone hebt die Hand. „Zu ihnen würde ich dich nicht lassen.“ Ich sehe sie erstaunt an. „Zwischen ihnen und dir ist alles gesagt“, erklärt die Herrin der Unterwelt knapp.

„Und ... Vater?“ Sie schüttelt den Kopf. „Dein Vater ist nicht bei uns“, sagt sie, als sei das selbstverständlich. „Wo ... wo ist er?“, stammele ich. „Wohin hast du ihn denn geführt?“, fragt die Göttin sanft. Ja, wohin ...?

„Vater“, sage ich und hocke mich vor die reglose Gestalt, die in mitten in der Nacht noch draußen vor den Trümmern sitzt. „Wir müssen fortgehen.“ Er hebt den Kopf in meine Richtung, als ob ihm das noch nützen könnte. „Wir, Antigone?“, fragt er überrascht. „Du musst mich mitnehmen, Vater.“ Ich spreche noch durch die Nase. Aber die Blutung ist gestillt.

„Tochter!“ Er bemüht sich, ein wenig von der einstigen Überzeugungskraft in seine Stimme zurückzuzwingen. „Ich habe mich nicht entschieden zu gehen. Aber wenn ich gehe, gehe ich allein. Du und deine Schwester und die Jungen – ihr sollt frei sein.“ Das habe ich mir gedacht. Ich bin entschlossen, es nicht hinzunehmen. „Im Namen der Freiheit, Vater, bitte ich dich“, beharre ich. „Ich muss fort von hier.“ Er streckt eine Hand nach mir aus und ich lasse mich, zum ersten Mal seit meiner Krankheit, von ihm berühren.

„Wieso du, Antigone?“ Ich schüttele mein Haar aus der Stirn. „Einer deiner Söhne, Vater ...“ – Ich hasse mich selbst, aber ich habe einen Plan und ich werde mich danach richten – „... ist mir zu nahe getreten.“ Ich atme tief durch. Nun ist es gesagt. Nun muss Oidipous also aufbrechen. Denn mich muss er aus Theben fort bringen.

Kreion und Ismene sind die Einzigen, von denen wir uns verabschieden. Ismene weint. Ich erinnere sie streng an ihre Aufgabe, über die Brüder zu wachen. „Und du?“, fragt sie. „Was tust du?“ Es scheint beinahe, als wolle sie mir einen Vorwurf machen. „Ich wache über unseren Vater.“ Ismene umarmt Oidipous zum Abschied, aber er dankt ihr die ehrliche Zuneigung schlecht. „Nimm dich vor deinen Brüdern in Acht“, sagt er düster. „Sieh zu, dass dein Vetter Menoikeus dich so bald wie möglich zur Frau nimmt.“

Onkel Kreion begleitet uns zu *Amphions Tor* und öffnet es eigenhändig. Ich kann nicht übersehen, wie gern er Vater gehen sieht. Mich aber nimmt er bei den Schultern, als wolle er mich umarmen – und dann wieder nicht. „Du kannst wiederkommen, Antigone“, sagt er. „Du kannst jederzeit wiederkommen. Mein Haus steht dir offen.“

Etwas in seinem Gesicht erinnert mich an Mutter. „Und dann wird Haimon mich heiraten?“, frage ich herausfordernd, obwohl mich sein Versprechen wärmt. Er lässt mich so jäh los, als hätte ich ihn gebissen. „Du bist nicht mehr ... makellos, Antigone“, sagt er mir kalt ins Gesicht. Er fasst in mein Haar und entblößt meine Narben. Von diesem Augenblick an hasse ich ihn.

Wege

Wenn man aufbricht und ein Leben als Bettler beginnt, sollte man den Zeitpunkt klug wählen. Man sollte morgens beginnen, wenn man frisch und kräftig ist, im Frühling natürlich, wenn die Tage wärmer werden. Man sollte Vorräte dabei haben, um die ersten Tage versorgt zu sein, und Gold und Silber zum Tauschen.

Wir aber gehen nachts und mitten im Winter und Vater besteht darauf, dass unsere Hände leer sind. Ich trage dennoch zwei Mäntel übereinander und, darunter verborgen, einen Beutel mit einige Schätzen. Meine silberne Hera ist darin, Kleidung zum Wechseln und Mutters Schmuck. An einem Gürtel hängen ein Messer und die Flöte, die mir als Kind ein Schafhirte schenkte.

Die Nacht ist kalt und es scheint mir, dass nie eine Nacht kälter war. Mir fällt ein, dass ich nicht weiß, wie man Feuer macht. Wir gehen einige Schritte. Dann bleibe ich stehen. Ein Netz von Pfaden führt über die Hügel rings um Theben. Ich nehme an, dass sie in den kleinen Dörfern enden, die zu Thebens Machtbereich gehören. Die Hauptstraße aber führt an Theben vorbei zu fernen mächtigen Burgen wie Athen, Korinth und dem fernen Argos.

In Athen bin ich einmal gewesen, als Kind, damals, als König Theseus die Fremde heiratete, eine Frau aus dem sagenhaften Stamm der Amazonen. Wir sind mit Pferden und Wagen nach Athen gereist und ein Sänger hat uns die Zeit mit Liedern und Epen verkürzt. Ich glaube, es waren drei Tage.

„Gehen wir nach Athen, Vater?“, frage ich und versuche mir vorzustellen, wie das sein wird. *Gehen ... nach ... Athen.* Ich kenne keine Wege. Die Prinzessinnen von Theben haben weben und singen gelernt. Was aber das Leben außerhalb der Mauern der Frauengemächer betrifft, sind sie wie neugeborene Kinder. Der Name Athen verheißt ein wenig Sicherheit. Und wäre es nur ein Ziel, das ich schon einmal erreicht habe.

Aber Vater schüttelt den Kopf. „Du hast mir nicht zugehört, Antigone“, sagt er mit leisem Tadel. „Wir machen keine Besuche. Wir sühnen einen Frevel.“ Er macht tastende Schritte ohne mich. Er hat einen Stock, mit dem er sich im Schloss und im Park zurechtfindet. Hier draußen aber ist er hilflos. Er gerät in ein Oleandergebüsch und verfängt sich. Ich zerre ihn wortlos heraus.

„Und wie machen wir das?“, frage ich, als wir auf einem der Pfade nebeneinander gehen. „Wir gehen“, sagt Vater. Ich sage ihm, dass es dunkel ist. „Ja“, sagt er. „Das sieht auch ein Blinder.“ Ich führe ihn auf den labyrinthischen Hügel mit dem Artemision. Ich weiß nicht, warum ich das tue. Vielleicht will ich ihn bestrafen, indem ich ihn klettern und in die Irre gehen lasse. „Wenn du sehen könntest, würdest du den Weg finden“, will ich sagen, wenn er sich beklagt. Aber er beklagt sich nicht.

„Wenn du sehen könntest, würdest du auf Theben herabschauen und merken, wie klein es ist“, bemerke ich, als wir im Schein des ersten Tageslichts vor Artemis' Tempel stehen. Vater seufzt. „Es ist mir immer groß genug vorgekommen“, sagt er leise. „Komm weiter, Tochter.“

Einen Frevel sühnen. In den nächsten Tagen erfahre ich, was es bedeutet. Wir wandern ziellos. Wenn wir uns einem Dorf nähern, machen wir einen Umweg. Wenn uns Menschen begegnen, verbergen wir uns. Wir lagern und schlafen unter freiem Himmel. Wir hungern. Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu lernen, was mir nie jemand beibringen wollte. Ich finde

geschützte Lagerplätze, Trinkwasser, ich fange Vögel und Fische. Feuer machen ist meine erste, selbstverständliche Pflicht. In einer verlassenen Schäferhütte finde ich einen Topf und eine Pfanne. Ich versuche mich im Kochen und Braten.

„Ich will noch einmal nach Delphi“, sagt Vater eines Morgens. Ich sehe verwirrt von meiner Morgenspeise auf. Es gibt Eier, zum ersten Mal. Es ist endlich Frühling geworden.

„Delphi!“, rufe ich. Neuer Groll auf den Orakelgott steigt in mir auf. „Nenne *irgendeinen* anderen Ort, Vater“, sage ich. „Welchen auch immer – er wird besser für uns sein.“ Vater schiebt seine Portion Eier von sich. „Ich will nach Delphi“, wiederholt er.

„Iss auf!“, sage ich barsch. Ich kann es kaum mit ansehen, wie seine Eier da stehen und kalt werden. Ich bin seit unserem Aufbruch nie mehr satt geworden. Hunger ist das erste Gefühl, wenn ich erwache, und Hunger wiegt mich abends in den Schlaf. „Es schmeckt zu gut“, sagt Vater. Er schüttelt abwehrend den Kopf. „Iss du es.“

Wir sind so lange kreuz und quer durch die Berge gezogen, dass ich jede Orientierung verloren habe. „Wenn du nach Delphi willst“, habe ich Vater angefahren, „dann zeige mir den Weg.“ Er hat die Schultern gehoben. „Du musst nur der Straße folgen, Antigone. Athen im Rücken, Theben zur Rechten. Immer geradeaus.“ Seitdem suche ich die große Straße. Vater würde sie finden. Aber er hat sich selbst darum betrogen.

Endlich treffen wir einen Hirten, der eine Schar magerer Ziegen über die steinigen Hänge treibt. Vater will sich wie gewohnt verstecken. Ich aber gehe entschlossen auf den Fremden zu. „Nach Delphi, Herrin?“, fragt er verlegen. „Das ist wohl ... die richtige Richtung.“ Er weist mit dem Stock den Hügel hinab, wo sich ein ausgetretener Weg von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang zieht. Delphi liegt dort, wo der Sonnenwagen am Morgen emporsteigt.

Sobald wir das Meckern der Ziegen nicht mehr hören, fasst Vater grob nach meinem Arm. Seine Stimme klingt zornig. „Warum nannte er dich Herrin, Tochter?“, fragt er scharf. „Siehst du noch immer wie eine Prinzessin aus?“ Ich denke an das Ideal der Schönen und Guten, das die Dichter besingen, und weiß, wie weit ich davon entfernt bin. „Wer sollte ich sonst sein?“, frage ich schnippisch. „Ich will nicht, dass man uns erkennt“, sagt Vater.

Der Überfall

Ich habe wieder eine Höhle gefunden, die Zuflucht bis zum nächsten Morgen bietet. Es ist Nacht und seit dem Abend nieselt es. Die feine Feuchte kriecht unmerklich, aber umso unentrinnbarer durch die Kleider und legt sich klamm auf die Haut. Unser Feuer ist kümmerlich. Das Holz, das ich gesammelt habe, ist nass. Es qualmt, ohne zu wärmen. Ich habe auf dem Weg frische Sprossen und Pilze gesammelt. Die Sprossen lege ich Vater in den Schoß. Die Pilze will ich braten.

Als wenig später der Duft der siedenden Pilze durch die Höhle zieht, beginne ich leise zu pfeifen. Es riecht unwiderstehlich. „Antigone“, sagt Vater. „Es riecht viel zu gut. Das kann ich nicht essen.“ Ich hebe die Schultern. „Es ist ohnehin nicht genug für uns beide“, sage ich. Ich beobachte enttäuscht, wie meine Pilze beim Braten in sich zusammenschrumpfen.

Ich mache mir nichts vor. All meine Bemühungen um unsere Ernährung reichen nicht aus. Wenn ich nicht bald an frisches Obst und Brot komme, werden wir vor Schwäche zusammenbrechen. Vater sieht krank aus. Delphi wird er niemals erreichen.

Ich habe die Straße nach Delphi gefunden. Aber wir betreten sie nicht. Vater hat sich geweigert, weiterzugehen, als er bemerkte, dass er ebenen Grund unter den Füßen hatte. „Es ist zu leicht, Antigone“, hat er gesagt. „Hier kann ich nicht gehen.“ Seither führe ich ihn wieder über weglose Hänge. Irrwege statt Wege, gehen statt ankommen – das hat Vater gemeint, als er sagte: Wir wollen einen Frevel sühnen.

„Du hast ihn überhaupt nicht verstanden, nicht wahr?“, fragt Persephone. Ich lächle traurig. „Ich glaube, ich habe vor allem gedacht: Wir könnten es viel leichter haben.“ Ich überlege und merke, dass die Königin wohlwollend und aufmerksam zuhört. „Ich träumte meistens von dem, was hätte sein können“, vertraue ich ihr an. „Ich träumte davon, dass meine Eltern die Wahrheit niemals entdeckt hätten. Oder dass sie sie für sich behalten hätten. Oder, wenn auch das zu hoffnungsvoll geträumt war: dass sie sich entschlossen hätten, alles Unheil, das ihr Geständnis über uns brachte, gemeinsam mit uns Kindern durchzustehen.“ Ich ziehe mein Haar vors Gesicht.

„Ja“, schließe ich leise, „davon träumte ich am meisten.“ Wir schweigen beide, als könnten wir weiter träumen. „Hast du deinem Vater von diesem Traum erzählt?“, fragt Persephone schließlich. „Später“, sage ich, „viel später erst.“

Ich liege auf der Lauer. Die kleine Hütte zwischen den Bäumen liegt da wie verlassen. Wenn da nicht der dünne Faden Rauch wäre, der aus der Öffnung im Dach aufsteigt, und dieser Geruch. Dieser unwiderstehliche Duft von Gebackenem.

Als ich es nicht länger aushalte, schleiche ich behutsam näher. Auf Händen und Knien rutsche ich den Abhang hinunter und nähere mich gebückt den windschiefen Holzwänden. Wie kann man nur so leben?, geht es mir durch den Kopf. Dann kommt mir schmerzlich zu Bewusstsein, dass ich seit der Flucht aus Theben noch viel ärmlicher und ungeschützter lebe als die gewöhnlichen Sterblichen, die diese Hütte errichtet haben mögen.

Vater hat sich am Morgen nicht erheben können. Er sieht inzwischen aus wie ein sehr alter Mann. Und doch ist er jünger als Onkel Kreion, kaum älter, als Mutter war, als sie uns geboren hat. Vaters Haar ist weiß geworden, sein Gesicht hager. Die Kraft des Körpers hat der Hunger dahinschmelzen lassen, so dass Vater jetzt so dürr aussieht wie sein Schatten, wenn von vorn die Sonnenstrahlen auf ihn fallen.

Ich habe Vater gesagt, ich wolle zur Quelle laufen und frisches Wasser schöpfen. Aber ich bin von Anfang an entschlossen gewesen, diese Hütte zu erkunden, seitdem als ich sie am Abend zuvor in der Senke zwischen zwei Häuptern des Hügels entdeckte.

In der morschen Holzwand ist in Brusthöhe ein offenes Loch wie ein Fenster. Ich erreiche es unbehelligt. Nachdem ich eine Zeitlang unter der Öffnung gekauert und gelauscht habe, wage ich einen verstohlenen Blick ins Innere. Es ist ein einziger Raum, eng, niedrig und düster. An der gegenüberliegenden Wand ist Stroh aufgeschichtet. Ich nehme an, es ist ein Lager. Ich entdecke auch einige rohe Holzmöbel, verschieden große Steine und ein Gestell, das mich an einen Webrahmen erinnert. Ein Bündel grober Stoffe liegt daneben am Boden.

Doch das alles ist mir in Wahrheit gleichgültig. Mein Blick hängt allein an dem hellbraunen Brotfladen, der auf einem der größeren Steine liegt. Sein Duft hat mich herbeigelockt und dieser Duft hat nicht zu viel versprochen. Brot. Da liegt es, als ob es auf mich gewartet hat. Brot, Vater.

Wirst du wieder sagen: Es riecht zu gut ...?

Worauf wartest du?, sagt mir die Stimme der Gier. Geh und hol es dir.

Die Hütte ist leer. Sie ist wirklich leer. Da ist nur das Brot. Und das Brot will ich haben. Ich verlasse das Fensterloch und husche dorthin, wo ich eine Türöffnung entdeckt habe. Sie ist mit einem Ziegenfell verhängt. Ich zögere, es zu berühren. Dann hole ich tief Atem und schlüpfte hindurch. Bevor sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt haben, stürze ich mich auf das Brot und reiße mir ein großes Stück davon ab. Beim Kauen schließe ich die Augen. Ich will es genießen und warte darauf, dass das Glück mich überwältigt. Doch in mir ist nichts als der Schrei nach mehr.

Auf einmal ertönt ein furchtbarer Lärm. Er erinnert mich entfernt an das Bellen unserer Jagdhunde. Doch dies hier ist wilder, rauer und unheimlich nah. Kerberos, denke ich in blinder Furcht. Der dreiköpfige Hund der Unterwelt ist gekommen, die Frevlerin zu sich zu holen. Ein Untier springt mich an. Fell, Zähne und Klauen. Das Brot habe ich in der Linken, und was auch geschieht – ich kann es nicht loslassen. Mit der Rechten ziehe ich mein Messer und steche zu, wo ich kann. Dann ertönt ein scharfer Pfiff. Ich fühle, wie das Ungeheuer von mir weicht. Dann tanzen Sterne vor meinen Augen und ich sinke zu Boden.

Als ich zu mir komme, liege ich auf dem Stroh an der Wand. Zwei finstere Gestalten hocken vor mir auf dem Boden. Sie sind nass und haben dickes, wirres Haar. Sie wenden mir den Rücken zu und ich höre sie Geräusche machen, die ich nicht verstehe. Erst allmählich begreife ich, dass es sich um Menschen handelt, gewöhnliche Sterbliche, wie sie überall in dem Land zwischen den Burgen leben, einen alten Mann und eine alte Frau, wie mir scheint, und dass sie sich über mich unterhalten. Ihre Sprache klingt anders als unsere, aber nachdem ich eine Weile zugehört habe, erkenne ich Worte und Sinn.

„... nicht wie die großen Weißen, unten auf dem breiten Weg“, sagt die Frau. „Sie ist dunkel und klein so wie wir.“ Das täuscht, denke ich empört. Meine Lebensgeister kehren wieder. Mein Trotz. „Vielleicht kommt sie von jenseits der Berge“, meint der Mann. „Sie hat sich verlaufen und ist beinahe verhungert.“ Auf einmal schäme ich mich. „Ja“, sage ich leise. „So ist es.“

Das Untier, ist, als ich wieder bei Kräften bin und mich ihm bekannt mache, ein freundlicher Hund und auch die beiden Alten, Baukis und Philemon, sind gut zu mir. Als ich ihnen erzähle, dass ich nicht allein bin, geht der Mann mit mir zu der Höhle, wo ich Vater zurückgelassen habe. Oidipous ist inzwischen in Bewusstlosigkeit versunken. Philemon lädt ihn sich über die Schulter und trägt ihn.

„Warum tut ihr das?“, frage ich, als wir bei der Hütte angekommen sind und Baukis meinen Vater wäscht und ihm eine würzig riechende Brühe einflößt. „Ihr braucht Hilfe, nicht wahr?“, sagt sie schlicht. Später legt sie ihre Hände über meine gebrochene Nase, und als ich zurückzuckte, lächelt sie. Sie sagt ein Wort, das vielleicht Heilerin bedeutet, vielleicht auch Hexe. Aber unter ihren Händen lassen die Schmerzen endlich nach, an die ich mich schon beinahe gewöhnt habe.

Am Abend finde ich einen Weg, mich zu bedanken. Als ich in meinen Sachen krame, fällt die Hirtenflöte heraus. Ich sehe den Blick, den Baukis auf das Instrument wirft. Ich verstehe, dass Brot allein nicht satt macht, nicht einmal gewöhnliche Sterbliche. „Möchtest du, dass ich spiele?“, frage ich und wiege die kleine Flöte in den Händen. Sie nickt nur, aber ihre Augen bekommen einen besonderen Glanz. Sobald ich die Flöte ansetze, kommt auch Philemon herein. Nah bei seiner Frau lässt er sich nieder. Ich sehe, wie er nach ihrer Hand tastet, und denke, ohne es zu wollen, an den Kuss meines Bruders. Dies hier ist anders, sage ich mir. Liebe, gewiss. Nicht heiß zwar, aber wunderbar warm.

Die Melodie, die ich finde, ohne sie zu suchen, klingt genauso. Ruhig und beharrlich zieht sie ihre Fäden aus Tönen durch den engen Raum, bis am Ende ein Netz entsteht, das tragen kann. Und dann beginnt die Frau zu singen. Ihre raue, brüchige Stimme beschreibt liebevoll und behutsam das bescheidene, abgeschiedene Leben zu zweit. *Weder Diener noch Herren*, singt sie, *sind wir uns beides, du dienst mir, ich diene dir und unsere Wünsche sind einander Befehl.*

Ich merke, dass ihre Beschreibung sich unmerklich in einen Mythos verwandelt. Er handelt davon, dass Zeus, der Göttervater selbst, bei zwei Einsiedlern einkehrt und Gastfreundschaft findet, die auch vor dem letzten harten Kanten Brot nicht Halt macht. Der Mythos erzählt weiter, wie Zeus seine Gastgeber ermutigt, einen Wunsch zu nennen. Er werde ihn, was es auch sei, erfüllen.

Die beiden Menschen standen staunend
vor Zeus und ihre Mienen wurden hell.
Jäh durften sie das Wunderbarste hoffen,
das sie sich je erträumt. „Herr“, sprach die Frau
und: „Herr“, sprach auch der Mann. „Dass wir
im Sterben wie in unsrem Leben zusammen
bleiben dürfen, Hand in Hand, das ist
der Wunsch, den unsre Herzen hegen.

Es heißt, dass Zeus vor Rührung weinte.
Er donnerte und gab sein Wort. Und als
die Zeit gekommen war, dass Hades beide
holen wollte, da war die Stätte leer, bis auf zwei
alte Bäume: Eiche der eine, die andere Weide, nah
beieinander, die Kronen verwoben wie Hände.
„Sieh hin, Hades, mein Bruder“, sprach Zeus.
„Sind sie nun tot? Leben sie weiter?“

„Bäume im Tartaros hat's nie gegeben“, sprach Hades.
„Und doch: Sie scheinen starr und tot.“
„Sieh besser hin“, sprach Zeus. „Mag sein: Die
Menschen sind gestorben. Jedoch: Die Liebe,
die gewachsen ist, hat noch Bestand, wenn Zeit und
Raum vergehen.“ Da neigte sich sein Bruder und
ging mit leeren Händen fort. Er lernte widerwillig:
Wo Liebe lebt, hat Tod sein Recht verloren.

Ich setze die Flöte ab. Ein friedlicheres Lied habe ich lange nicht gehört. Ich staune, dass Menschen so groß von Zeus denken können und dass sie es wagen, so ... *unverschämt bescheiden* ... zu wünschen. „Die beiden Alten heißen Philemon und Baukis“, sage ich. Ich nehme die Decke und lege mich schlafen. Ich wäre, wenn ich träumen dürfte, am liebsten ein Lorbeer. Ich denke mir Tautropfen auf meinen harten, glänzenden Blättern. Im Haar eines würdigen Helden.

Ich kann Vater dazu bringen, sich drei Tage lang die Pflege der hilfsbereiten Alten gefallen zu lassen. Doch als der Sonnenwagen den vierten Morgen heraufdämmern lässt, ist Vater verschwunden. Ich komme von einem Wasserfall in der Nähe der Hütte, wo ich mein Haar gewaschen habe, und finde das Lager leer. Die beiden Alten kommen herbei, als sie mich rufen hören.

„Ich ahnte es“, sagt Philemon. „Er war ruhelos. Aber er wollte, dass du bei uns bleibst.“ Ich spüre, wie ich zornig werde. „Er kann nichts sehen!“, bringe ich hervor. „Er will es nicht anders“, sagt Baukis und nimmt mich fest in den Arm. Ich ertrage es nicht. Ich mache mich abrupt los und danke atemlos für die Gastfreundschaft. „Warte“, sagt die Frau und am liebsten zöge ich mein Messer. „Nimm Brot mit und den Rest von dem Braten.“

Zu Füßen Apolls

Der Tempel des Gottes, der unsere Familie verfolgt, ist so groß, dass ich mich frage, warum Apoll sich überhaupt mit uns abgibt. Er könnte leicht über uns hinwegsehen und uns einfach in Frieden lassen.

Wir haben nach langen Strapazen und Entbehrungen am Ende doch Delphi erreicht und Vater sitzt zu Füßen der Götterstatue, als sei er dabei, ebenso starr und steinern zu werden wie sein unsterblicher Zuchtmeister.

Ein Priester spricht mich an. Er will wissen, wer wir sind. Er will uns loswerden. Vater muss keine Angst mehr haben, erkannt zu werden, denke ich bitter. Wir sind halb verhungert und sehen so abgerissen aus, dass jeder, der uns auf der Heiligen Straße begegnete, betreten zur Seite schaute. „Ihr könnt hier nicht bleiben“, sagt der Priester gleich darauf unverhohlen. „Wir erwarten eine Gesandtschaft aus Athen.“

„Mein Vater geht erst fort, wenn er das Orakel befragt hat“, sage ich, und wenn ich auch niemals hierher kommen wollte, so beharre ich doch nun auf dem Recht, hier zu sein. „Das Orakel steht nicht jedem offen“, sagt der Priester. „Darf ich fragen, wem?“, sage ich kalt. „Und wem wiederum nicht?“ Der Priester betrachtet mich geringschätzig. „Dem, der sich würdig erweist, zeigt Apollon sich gnädig.“ Ein Lachen steigt mir in die Kehle. Kein fröhliches. „Gnädig?“, wiederhole ich bitter. „So viel erwarten wir nicht mehr.“

Der Priester fasst in mein Haar und zieht meinen Kopf zu sich heran. „Es hat seinen Preis“, flüstert er in mein Ohr. Endlich begreife ich. Man muss den Priestern Geschenke machen, um zu der Pythia vorgelassen zu werden. „Vergiss es!“, rufe ich wütend. Da lässt er mich los und grinst spöttisch. „Dachte ich mir“, bemerkt er hochmütig und mustert erneut die Lumpen, in die mein Gewand sich verwandelt hat.

Doch wenn auch alles an mir müde und fast tot ist – mein Trotz ist es nicht. „Warte“, sage ich, als der Priester sich schon zum Gehen wendet. Zitternd nehme ich meinen Beutel von der Schulter und öffne ihn. Ich hole das Halsband hervor, das Mutter einst von ihrer Mutter geerbt hat. „Wenn es dir, obwohl du von Würde sprichst, in Wahrheit bloß um Gold und Edelsteine geht, so kann ich natürlich bezahlen“, sage ich, nicht weniger anmaßend als er. „Ich irrte mich wohl, als ich glaubte, es handle sich hier um das *Heilige*.“

Ich halte das Halsband hoch und lasse es vor seinen Augen baumeln. Es ist mir eine Genugtuung, zu sehen, wie verlangend seine Blicke jeder Bewegung folgen. „Die Pythia ...“, stammelt er und schluckt, „wird noch heute Zeit für deinen Vater haben. Denn morgen müsst ihr fort sein. Morgen kommt Theseus von Athen.“ Ausgerechnet Theseus, denke ich, während ich mir von dem Priester das Halsband aus der Hand nehmen lasse. Vaters so genannter Freund. Ob er es noch ist? Ob er es noch sein wird, wenn er von uns erfährt ... ?

Vater tastet sich allein die letzten Schritte bis in das Innere der Grotte der Pythia vor. Ich muss am Eingang auf ihn warten. Ich kauere mich auf den felsigen Boden und richte mich auf langes Nichtstun ein. Ich bin dankbar, dass ich nicht weiter mitgehen muss. Denn ich fühle: Ich bin zornig auf den Gott. Das aber würde ihm gewiss weder entgehen noch gefallen. Es ist wirklich besser, ich bleibe ihm fern.

Ich schließe die Augen und denke an den Weg, der hinter uns liegt. Wie ich Vater wiederfand, stolpernd und ziellos. *Vater?* Nein, er ist kein Vater mehr. Sondern ein trotziger, kleiner Bruder. Noch immer wollte er nicht auf dem geraden Weg nach Delphi, sondern erst nach langem Irren. Ich denke an den wandernden Händler, der mir meinen Beutel stahl und ihn erst zurückgab, als ich ihm dafür mein *Geheimnis* opferte.

*Wie hässlich dein Gesicht ist, Mädchen.
Aber dein Körper ...*

Ich denke an die Fischer an der Küste, die uns mit Steinwürfen vertrieben, und an den einen, der uns dann doch aufnahm. Nachdem ich für ihn gesungen und getanzt hatte.

*Wie hässlich du bist, Mädchen.
Aber du tanzt wie eine Göttin ...*

Vater murrte über jedes Gebackene und Gebratene, das ich auf diese Weise erwarb, und über jedes trockene Lager. „Es geht auch um mich“, sagte ich ihm dann mit unterdrücktem Zorn. Aber ich glaube, ich meinte: *Ich will dich nicht verlieren.*

„Niemand bewahrt, was er festhalten will“, sagt eine Stimme und ich kann nicht unterscheiden, ob sie von fern oder von nah zu mir spricht oder in mir. „Sind die Götter so neidisch?“, frage ich zurück und merke: Das ist der Kern meines Grolls. „Oh, es ist nicht der Wille der Gottheit, der das bewirkt“, sagt die Stimme. „Es ist die Weisheit des Gottes, die es erkennt: Wer behalten will, was ihm doch nicht gehört, ist ein Narr und verdient, von seiner Torheit befreit zu werden.“

„Wessen Wille ist es?“, frage ich, obwohl ich kein Wort verstehe. „Kein Wille“, sagt die Stimme. „Das Leben selbst.“ Ich starre blind vor mich hin, sehe Staub und gelbliche Trockenheit. Mittendrin einen dünnen Lorbeer. Auch er ist verstaubt. „Das Leben ...“, wiederhole ich bitter. „Und gleich wirst du sagen: Nicht was wir wollen, zählt, sondern nur, was geschieht.“

Die Stimme scheint zu lächeln, als sie antwortet. „Was wahr ist, muss wahr bleiben“, sagt sie, „auch wenn es dir missfällt, Andreia.“

Hera, gib mir Kraft.

Ich will ihm nicht glauben ...

Auf einmal ringe ich. Weiß nicht, mit wem. Unterliege und wehre mich. Weiß nicht, gegen wen. Komme davon. Weiß nicht, wie.

„Bring deinen Vater jetzt fort von hier“, sagt ein Priester, der vor mir steht. Ich liege keuchend am Boden und sehe zu ihm empor. Er führt Vater am Arm und Vater hat zum ersten Mal seit unserer Flucht aus Theben ein wenig Farbe im Gesicht – und Bewegung. Seine Lippen zittern.

„Was ist geschehen?“, frage ich ihn, als wir die Heilige Straße, auf der wir bekommen sind, langsam zurückwandern. „Der Gott wollte mich nicht entschuldigen“, sagt Vater. „Er sagte: Nicht unsere Absichten zählen, sondern die Wirkungen, die unser Handeln hat.“ *Bei Hades*, fluche ich still. Hat keines etwas anderes zu bieten als diese rein äußere Weisheit?

„Ich habe dagegen gekämpft, Vater“, sage ich. „Du auch?“ Er bleibt stehen und lächelt schmerzlich. „Ich habe zweimal gekämpft, Antigone“, sagt er, „einmal gegen meinen Vater und einmal um die Hand meiner Mutter und den Thron von Theben. Beide Male war es falsch. Nein, Tochter, ich kämpfe nicht mehr.“

Ich ärgere mich so sehr, dass ich an seinem Arm reiße und ihn wortlos davonzerre. „Wohin gehen wir?“, fragt er nach einer Weile. „Zurück ans Meer“, sage ich. „Wenn den Männern mein Tanzen noch immer gefällt, brauchen wir wenigstens nicht zu verhungern.“

Am Strand

Die Höhle ist feucht und modrig. Sie liegt kaum höher, als der Meeresspiegel ist. Erst als wir den Strand erreichen, wo die Fischer ihre Hütten haben, habe ich Vater nachgegeben und da waren wir schon zu müde, um wieder aufwärts zu steigen.

Vater hat während des ganzen Abstiegs versucht, mir das Tanzen zu verbieten. Ich habe es lange nicht glauben wollen, aber anscheinend hat mein Vater bis jetzt nicht geahnt, was mich unsere Wanderung schon gekostet hat. Ich nehme ihm seine Arglosigkeit ebenso übel wie seine Hilflosigkeit und die Heuchelei, wenn er beteuert, von mir keine Opfer annehmen zu können. „Ohne mich wärest du längst tot“, habe ich irgendwann hart gesagt.

Da hat er sich von mir losgemacht und auf einmal vor mir gestanden, wie Ismene vor Mutter steht, wenn sie eine Tracht Prügel bekommen hat. Demütig. „Ja“, hat er leise gesagt. „Es tut mir Leid, Antigone.“ Das war der Augenblick, in dem ich mich für die Höhle entschieden habe.

Wir finden lange keinen Schlaf. Das Feuer, das ich mache, qualmt, ohne, wie es soll, zu brennen. Geschweige denn zu wärmen. Wir teilen den Schlafplatz mit zahllosen Fledermäusen, die nach und nach erwachen und sich auf ihren nächtlichen Beutezug begeben. Sie sind beinahe lautlos. Aber ich habe das unheimliche Gefühl, dass die Luft ringsum voller schwarzer Schwingen sei. Es sind die Schwingen des Verderbens.

Als Vater endlich eingeschlafen ist, schleiche ich mich nach draußen. Ich suche Sterne und frische Luft. Die Nacht ist hell und still und die Meeresbrandung kriecht nur zögernd den Strand hinauf. Ein Stück links von mir, in einer anderen Bucht, sehe ich Fischer im Wasser stehen. Sie haben grob geknüpft Wurfnetze, die sie schleudern, sobald sie einen Schwarm entdecken.

Nein, denke ich schauernd. Vater hat Recht. Es ist besser, nicht für sie zu tanzen. Diese Männer haben große harte Hände und grimmige Gesichter. Wenn sie nicht arbeiten, wollen sie ihr Vergnügen. Ich denke noch an die Hände des einen, als sich mir auf einmal von hinten eine feste Hand auf den Mund drückt. Eine zweite umklammert meine Schulter. Mein Mund wird so fest zugehalten, dass ich nur stumm kämpfen kann. Doch das wenigstens tue ich mit aller Verbissenheit. Ich schenke dem Angreifer nichts. Wenn ich auch unterliege.

Am Ende zieht er mich rückwärts vom Höhleneingang fort. Immer an der Felswand entlang und schließlich in eine andere Höhle. Sie ist noch weniger einladend als unsere. Mir graut, wenn ich mir vorstelle, der Fremde würde mich hier entkleiden und zu Boden werfen. Ich versuche, ihn zu überrumpeln, und wehre mich noch einmal mit aller Kraft.

„Halt endlich still, Antigone“, sagt eine keuchende Stimme an meinem Ohr. Es ist mir nicht gelungen, ihn loszuwerden. „Ich will nur mit dir reden.“ Allmählich wird mir klar, dass der Fremde nicht die raue Sprache der gewöhnlichen Sterblichen spricht, sondern meine. Ich nicke und versuche, ihn anzusehen. Da lockert er seinen Griff und gibt zögernd sogar meinen Mund frei.

Ich sehe in ein wettergegerbtes Gesicht, in dem die Augen selbst in der Dunkelheit der Nacht hell leuchten. Das Haar ist lang und ebenfalls hell. Blond, denke ich, vielleicht durchsetzt mit grauen Strähnen. Denn der Fremde ist kein Jüngling mehr, wenn er mir auch bewiesen hat, dass er Kraft genug hat, sich durchzusetzen. Die Art, wie sich unter meinem Blick seine Lippen zu einem Grinsen verziehen, weckt eine Erinnerung. „Theseus?“, frage ich staunend. „Na endlich, Prinzessin“, sagt er.

Ich atme tief durch. Ich habe mit dem berühmten König von Athen gerungen und bin unversehrt geblieben. Ich bin mir bewusst, dass ich das nicht meiner eigenen Gewandtheit verdanke. „Lass dich anschauen, Mädchen.“ Theseus hebt die Hände und streicht mein verfilztes Haar nach hinten. Dann betrachtet er mit scharfem Blick meine Narben, meine Verbrennungen und meine gebrochene Nase. Es tut weh, tief in der Seele.

Endlich lässt er mein Haar zurückfallen und wendet sich ab. „Das sieht böse aus, Prinzessin“, sagt er. „Ein Jammer. Denn als ich dich das letzte Mal sah, versprachst du, einmal sehr schön zu werden.“

Theseus erzählt mir, dass er den Schmuck wiedererkannt hat, den ich den Priestern für den Zugang zum Orakel gegeben habe. Er weiß, was in Theben geschehen ist, und er hat sich auf die Suche nach mir und Vater gemacht. „Zu welchem Zweck?“, frage ich misstrauisch.

Theseus sagt, er wisse einen Ort, an dem sich Vater seinen Schuldgefühlen stellen könne. Ich hebe wieder die Hand gegen ihn. Wer meinen Vater für schuldig hält, darf von mir keine Nachsicht erwarten.

Theseus

„Theseus“, sagt Persephone und es ist, als ob ein Schleier über ihr offenes, helles Gesicht falle. „Er hat es gut gemeint ...“ Ich kann in ihren Augen sehen, woran sie denkt.

Jene Nacht, in der der Tartaros ein wenig heller wurde. Wie von selbst hatte sich die Tür zu Persephones Kammer geöffnet. Die Tür, die König Hades noch immer abschloss, wenn er nicht bei seiner Frau sein konnte. Das Misstrauen saß tief. Er wusste, allein sich selbst hatte er es zuzuschreiben. Persephone hatte sich in ihr Geschick gefunden, mit Würde, weit über ihr Alter hinaus. Er aber konnte nicht vergessen, dass er sie geraubt und ohne ihre Einwilligung an sich gebunden hatte. Dass sie im Herzen frei sein wollte.

Jene Nacht, als die Tür sich öffnete. Das helle Haar des Helden schimmerte im Licht von Persephones Kerzen. „Ich bin Theseus“, sagte er. „Ich bin gekommen, dich zu befreien, Königin. Deine Mutter erwartet dich mit Schmerzen. Es ist, als müsse sie dich ein zweites Mal gebären.“

Die Tür. Da stand sie offen. Persephone erhob sich von dem Lager und sah voll Sehnsucht den Morgenschimmer der Freiheit. „Theseus, ist es möglich?“ Sie flüsterte. Sie träumte. Noch einmal über Blumenwiesen zu laufen. Den Himmel zu sehen. Apollons Sonnenwagen. Sie sah die Helden an und er war für sie Apollon. Er war die Freiheit. Er war Blumen, Felder, Wälder. Er war alles, was nicht dunkel war. Sie hob die Arme zu seinem Gesicht. Sie dachte, sie müsse ihn festhalten. Zärtlich umfassen. Ihm geben, was die Freiheit wert war.

Doch mitten in der Bewegung hielt sie inne. „Ich verlange nichts dafür“, sagte der Held im gleichen Augenblick. „Es ist mir eine Ehre.“ Da wandte sie sich ab. „Wie kannst du es wagen?“, sagte sie, doch ihre Stimme klang weder würdevoll noch fest. „Wie kannst du es wagen, zu glauben, dass ich ... *befreit* ... sein muss?“ Allmählich fand sie zu sich selbst zurück. „Oder“, fügte sie mit Anstrengung hinzu, „gar ... *will*?“

Theseus lachte verlegen. „Wer teilt schon gern das Lager mit dem ... *Tod*?“ „Ja, wer?“, sprach hinter ihm Hades. Er nahm den Helden gefangen und beendete den kurzen Traum von Freiheit. Er hatte aber die Antwort gehört, die seine Gemahlin Theseus gegeben hatte. Seit jener Nacht hat Persephones Kammer weder Riegel noch Schloss.

„Er hat es gut gemeint“, wiederholt Persephone. „Geben Sie zu“, sage ich und bin von ihr enttäuscht: „Sie haben gewusst, dass Hades nah ist, und deshalb sprachen Sie, wie er es hören wollte.“ Persephones Gesicht ist wieder klar und offen. „Um Hades' willen sprach ich so“, bestätigt sie. „Doch anders, als du glaubst.“ Sie besinnt sich und tritt an das einzige Fenster. Es ist mit blütengestickten Schleiern verhängt.

„Nein“, fährt sie fort, „seine Nähe ahnte ich nicht. Aber ich sah, wie wahr es war, als Theseus sagte: *Ich verlange nichts dafür*. Theseus war hell und schön und strahlend wie Apollon. Die Wahrheit war: Er brauchte nichts. Hades hingegen, der Dunkle, Einsame, der niemanden beherrscht als Tote, er braucht verzweifelt meine Liebe.“

Sie lehnt sich an die Fensterbank und hält sich mit den Händen fest. Ich denke an Hera. Auch sie hat oft so gestanden. „Um Hades' willen ...“, frage ich. Mein Mund ist trocken. Ich muss schlucken. „Sie sagen: Sie wollten sich nicht retten lassen?“

Genauso wie Mutter, als es brannte?

Ich sehe in Persephones Mädchengesicht und finde darin weder Stolz noch Härte. Nein, nicht wie Mutter, denke ich. Sondern aus lauter Liebe. Ich schüttle den Gedanken an Meny ab, der sich sofort nach vorn schiebt. „Wie weit kann man aus Liebe gehen? Sich selbst verleugnen und betrügen?“, frage ich die Göttin. Sie hebt die Schultern und lächelt traurig. „Sage nicht *man*“, rät sie mir. „Sage: ich.“ Ich trete neben sie an das Fenster. Als ich den Schleier zur Seite ziehe, ist draußen nichts als Finsternis. Das Dunkel frisst sogar mein Spiegelbild. Ich sehe keine Narben. „Eines ist unverzeihlich“, sage ich.

*Wenn der,
den du liebst,
nicht der ist, den du
– in ihm –
liebst.*

Persephone bringt den Schleier am Fenster wieder in Ordnung. Sie will die Dunkelheit nicht sehen. „Das“, sagt sie betont, „bringst uns zurück zu deinem Vater.“

Vater und Theseus. Was für eine Begegnung ... Als ich Theseus zum zweiten Mal angreife, macht er kurzen Prozess. Er packt mich beim Haar und umschlingt meine Taille. So stößt er mich rau ins Freie und in die zweite Höhle hinein, dorthin, wo Vater schlafen ... *sollte*.

Ich kenne Vaters Verzweiflungen. Der Weg war lang genug. Und doch bin ich auf das, was in dieser Nacht geschieht, nicht vorbereitet. Vater wälzt sich auf dem Lager. Sein Gesicht ist verzerrt, der Mund weit aufgerissen. Ich sehe, dass er schreit. Doch kann ihn niemand hören. Vater schlägt um sich und trifft doch nur sich selbst. Er wütet, seine Fingernägel krallen sich in Haut, zerfetzen Fleisch. Das eigene. Und auch, durchs bloße Zusehen, meines. „Ich habe ihm die Nägel lange nicht geschnitten“, murmle ich betäubt.

Theseus stößt mich zur Seite und wirft sich über Vater. Er hält ihn fest, drückt mit Gewalt die Arme an den Leib. „*Meine Aufgabe*“, bringe ich benommen hervor. „Ich löse sie anders.“ Theseus achtet nicht auf mich. Er hat genug damit zu tun, den Rasenden zu bändigen. „Wasser“, ruft er mir zu. „Antigone, hol Wasser.“ Der klare Befehl tut mir unerwartet gut. Ich kann mich wieder bewegen. Ich greife mir den verbeulten Topf und eile hinaus in die Nacht. Ich habe am Abend den kleinen Brunnen entdeckt, den die Fischer benutzen. Ich finde ihn mühelos wieder.

Auf dem Rückweg atme ich auf. Wie gut wäre es, wenn Theseus inzwischen Erfolg gehabt hätte. Wenn Vater wieder ruhig und friedlich wäre, ansprechbar, vielleicht freundlich. Auf

dem Weg nach Delphi habe ich schmerzhaft gelernt, dass ich die Einzige bin. Jeden elenden Schritt muss ich selber gehen. Jeden von Vaters Schritte und jeden von meinen. Doch heute, denke ich, ist Theseus da. Und es kann sein, dass er, was sonst nur ich kann, auf seine Weise anders kann.

In der Höhle ist es ruhig. Ich trete ein und sehe Theseus sitzen. Er hat meinen Vater im Arm.

Meinen kleinen, eigensinnigen Bruder.

Leise redet er ihm zu. Und Oidipous lauscht ihm, nur unterbrochen von unterdrückten Schluchzern, dann und wann. Ich stelle den Topf mit dem Wasser neben Theseus auf den Boden und setze mich zu ihm. Theseus unterbricht sich nicht. Ich wage nicht zu stören. Gespannt konzentriere ich mich auf seine leisen Worte. Ich erwarte, Theseus von Theben sprechen zu hören, von der verderblichen Kraft des Orakels, davon, dass Vater nicht ahnen musste, *nicht ahnen konnte*, worauf er sich einließ, als er die Sphinx zur Rede stellte.

Er hat es gut gemeint.

Theseus aber spricht von Kreta. Von der verderblichen Macht der Liebe, die eine Königin dazu brachte, sich mit einem Stier zu paaren und ein Ungeheuer zu gebären, Minotauros. Von der schöpferischen Macht der Liebe, die die Tochter dazu brachte, den Vater zu verraten und das Leben Fremder zu retten. Der Kinder aus Athen und ihres Führers, des Königssohnes Theseus.

Ich sehe ihn an und frage mich, wie blind der Ruhm die Helden machen kann. Was kümmert uns Minos, was Ariadne, was geht uns dein Treubruch an, König der Athener? Der du deine Retterin Ariadne im Stich ließest, um dir anderswo eine Amazonenkönigin zu rauben. Ich war dabei, als du Hochzeit feiertest, laut und prunkvoll, so als seiest du schuldlos.

„Dann fuhr ich heim“, fährt Theseus fort. Er bemerkt nicht meine stumme Empörung. „Ich wusste, was ich zurückließ. Einen gebrochenen König. Eine trauernde Königin. Ariadne ...“ Er seufzt. „Es war falsch“, sagt er. „Viel Schaden ist entstanden.“ Jetzt sieht er mich an. Vielleicht ist meine Verwunderung auffälliger als mein Groll. „Aber ich wusste auch“, sagt er fest, „dass ich zweimal sieben unschuldige Kinder gerettet hatte und alle, die nach ihnen zum Opfer bestimmt worden wären.“

Er sieht mich immer schärfer an. Er hat Oidipous beinahe vergessen. „Weiß war meine Seele“, sagt er, „und schwarz. Und so vergaß ich zu tun, was mein Vater bei meiner Abfahrt erbeten hatte. Ich ließ die schwarzen Segel der Trauer hängen. Ich zog die weißen Segel der Befreiung nicht auf.“ Seine Hand liegt auf Oidipous' struppigem Haar. Auf einmal ist seine Aufmerksamkeit wieder bei ihm.

„Der Anblick der schwarzen Segel brachte meinem Vater den Tod.“ Er senkt den Kopf und sein helles Haar fällt über Vaters Kopf wie ein Umhang. Ich sehe: Es sind darin mehr graue als blonde Strähnen. „Wenn du so willst, mein Freund“, sagt er zu Oidipous, „bin auch ich der Mörder meines Vaters.“

Vater hat auf einmal die Kraft, sich aufzusetzen. Er starrt in die Richtung, wo er Theseus vermutet. „Was hast du getan?“, fragt er. „Wenn du so willst, mein Freund“, wiederholt Theseus, „habe auch ich mich geblendet.“ Ich setze mich gerader. Dieser Mann kann tatsächlich, was sonst nur ich kann, auf seine Weise. *Anders*. Ich höre, wie Vater aufstöhnt.

„Ich sehe keine schwarzen Segel mehr“, erläutert Theseus. „Ich sehe nur noch weiße. Ich bin ein Held und unbesiegt. Ich helfe, wo ich kann, und nehme, was ich will.“

Zum Beispiel die Amazonenkönigin.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. „Ist es das, was du von mir erwartest, Antigone?“, fragt plötzlich mein Vater. Da stehe ich auf und verlasse die Höhle. Erst später, als Theseus schon schläft – er besteht darauf, unser elendes Lager zu teilen –, versuche ich eine Antwort zu geben. „Vater“, sage ich, „weiß und schwarz sind keine Farben. Rot ist der Kampf und rot die Liebe.“ Ich schüttele meine Mähne über die Schultern. „Rot wie mein Haar. Ich wünschte, du hättest es gesehen. Ich wünschte, du würdest es ... *heute noch* ... sehen.“

In den Bergen

Wir fahren hinten in Theseus Zug, auf einem Wagen mit Proviant. Zu mehr Bequemlichkeit ist Vater nicht zu überreden. Theseus hat bis zuletzt verlangt, dass Vater neben ihm sitzt, vorn, wo alle ihn sehen. „Wir nennen trotzig deinen Namen, Oidipous. Umso schneller ist dein unseliges Geschick vergeben und vergessen.“ Er spricht mir aus der Seele. Und doch – aus seinem Mund klingt es auf einmal falsch. Ich kann es nicht wirklich erklären. Aber zu ersten Mal fühle ich mich nicht zornig, als Vater für sich und mich die äußerste Härte wählt.

Ich sitze neben ihm zwischen Käfigen mit Geflügel, Mehlsäcken und Gemüse. Der Weg zurück – denn der Weg von Delphi nach Athen führt über Theben – fühlt sich anders an als der lange, elende Weg von Theben nach Delphi. Es sind die gleichen Berge, die gleichen einsamen Höhen. Und doch: Sie schrecken mich nicht mehr. Ich weiß: Ich habe mich zurechtgefunden. Ich könnte es jederzeit wieder. Das gibt mir Abstand und eine gewisse Gelassenheit.

Ich kann Schönes entdecken. Winzige Blüten an struppigen, hartblättrigen Büschen. Flinke Eidechsen mit langen, bläulich schimmernden Körpern. Es duftet herb. Von fern klingen die Glocken von Ziegen. „Antigone ...“ Vater tastet nach meiner Hand. „Warum bist du heute so still?“ Ich lasse ihn meine Hand finden und halten. „Ich lerne, Vater“, sage ich. „Was?“, fragt er beunruhigt. Ich lächle. „Auch die Welt der gewöhnlichen Sterblichen lohnt ein langes Leben“, sage ich. Ich denke an Philemon und Baukis.

Manchmal erkenne ich Wegmarken wieder. Einmal entdecke ich eine altersschwache Hütte, ein wenig abseits des Weges, und möchte schwören, es sei das armselige Haus von Baukis und Philemon. Ich könnte Theseus bitten anzuhalten. Die Alten aufzusuchen. Ihnen einen Beutel Gold zu schenken. Aber ich weiß, sie würden es nicht wollen.

Kurz darauf bricht dem Wagen, der vor uns fährt, ein Rad, und bis der Schaden behoben ist, ist es beinahe Abend und es hat wenig Sinn, noch einmal anzuspinnen. Theseus lässt das Lager aufschlagen. Bald brennen Feuer. Theseus' Diener eilen umher und sorgen für Annehmlichkeiten.

Vater hockt wie immer abseits. Er zieht seinen Mantel über den Kopf und starrt blicklos ins Leere. „Es gibt nichts, was bitter genug schmeckt, dass du es essen würdest“, berichte ich nach einem Rundgang durch das Lager. Ich habe eine gute Suppe gegessen und einen Hühnerschenkel. Vater regt sich und zeigt mir sein Gesicht. „Du hast mir ... *gar nichts* ...

mitgebracht?“, fragt er mich staunend. „Sei stolz auf mich, Vater“, sage ich mit gutmütigem Spott. „Ich beginne, dich zu verstehen.“

Da hebt er bittend die Hand. Lachend drücke ich den Käse und den Sesamkringel in seine zittrigen Finger. Doch dann vergeht mir das Lachen. Seine Geste ist die Geste eines Bettlers gewesen und jäh wird mir klar: Etwas anderes wird er nie wieder sein. Bettler. Blind. Betrogen. Wie grausamer Spott klingt Theseus' Zuspruch in meinen Ohren nach. *Und bald ist dein unseliges Geschick vergeben und vergessen ...* „Iss“, sage ich brüsk und wende mich ab.

Theseus besteht darauf, dass ich ein eigenes Zelt habe. „Du bist zwar trotzig und ungezogen“, hat er zu mir gesagt, „aber trotz allem eine Prinzessin. Dir gebührt ein Raum für dich allein.“ Ich bin ihm nicht dankbar. Aber ich habe mich daran gewöhnt. In den ersten Nächten dieser Reise habe ich immer ein Ohr an der Leinwand gehabt. Auf Vater gelauscht, auf seine Atemzüge. Ob sie ruhig sind oder einen neuen Kampf verraten. Aber, seltsam: Seitdem er in Delphi war, schläft er ruhiger. Oder soll ich sagen: Seitdem wir Theseus trafen.

In der Nacht nach dem Radbruch ziehe ich mich früh zurück. Ich bin mutlos und trübsinnig. Ich habe Sehnsucht und weiß nicht, wonach. Ich sitze auf den glatten Decken des Königshauses von Athen und denke an die Decken, die Mutter um Ismene und mich legte, wenn sie abends eine Geschichte hatte. Ob Schläge oder nicht. Zum Schluss deckte sie uns sorgsam zu. Und dann auch drüben, die Jungen. Ich denke an Polyneikes und höre seine Stimme. *Aber, Mutter, das kann ich selbst.* „Freu dich, Polyneikes“, sage ich leise. „Du kannst nun *alles* selber tun.“

Sehnsucht. Nein, nach Mutter nicht. Nach Ismene, Eteokles und Polyneikes. Ich will nicht an die Vertrautheit denken, an all die unsichtbaren Bänder, die uns verbunden haben, jenseits von Neid und Streit und Eigenwilligkeiten. Unwillkürlich denke ich an den Mann, dem ich mein ... *Geheimnis* geben musste. Für Mutters Schmuck, den er mir stehlen wollte. Mutters Kette, die uns Zutritt zur Grotte der Pythia verschafft hat und die uns nun in das Athen des Königs Theseus führt. Sie war nicht zu teuer erkauft, sage ich mir. Sie war wertvoller ... sogar als mein Leben.

Es hat nicht allzu wehgetan, den Mann und sein Gewicht zu ertragen. Es hat mich nicht einmal erschreckt. Nur angewidert und mit frischem Trotz erfüllt. Ich hätte ihn treten mögen. Oder, wenn ich eine Nadel zur Hand gehabt hätte, blenden wie Vater. Und doch war da ein Augenblick, in dem ich ahnen konnte, dass es schön sein müsste, aufregend und wild. Mit einem anderen, zu dem ich hätte ja sagen können.

Ich denke an Theseus. Man sagt, dass Frauen seine Schwäche sind. Er ist gut zu mir und er ist stark. Vielleicht sollte ich ihn fragen, ob ich die gute Tat bezahlen kann. Vielleicht würde Theseus meine Sehnsucht stillen.

Ich raffe mich auf und schlüpfe, wie ich bin, aus meinem Zelt. Barfuß, in einem dünnen Hemd. Ich habe Pech. *Oder Glück.* Theseus sitzt noch am Feuer. Er lauscht dem Lied eines Barden, der Herakles besingt und Theseus' Freund Perithoos. „Ich bin ja auch zu hässlich“, sage ich zu mir, als ich von fern zu ihm hinüberschaue. Was für ein schöner, makelloser Mann.

Philemon und Baukis

Auf einmal weiß ich, wonach ich mich sehne und wo ich Hilfe finden kann. Entschlossen wende ich mich ab und schleiche mich davon. Das Lager ist nicht gut bewacht. Ich kann leicht unbemerkt entkommen. Sobald ein Gebüsch zwischen den Zelten und mir liegt, beginne ich zu laufen. Ich renne, als gelte es mein Leben. Keuchend und stolpernd erreiche ich schließlich die alte Hütte. „Baukis!“, rufe ich schon von weitem. Ich rufe auch den Hund. Und Philemon.

Als keiner mir entgegen kommt, öffne ich unbedacht die Tür. „Baukis!“, rufe ich ins dunkle Innere. „Du hast meine Nase geheilt. Bitte, heile auch meine Narben.“ Ich spüre eine Bewegung und höre ein Rascheln. Dann fährt ein Stock in die Asche der Feuerstelle und lässt die Funken fliegen. Ein Talglicht wird entzündet. Ich sehe zu, ohne nachzudenken. Wenn ich auf Baukis oder Philemon getroffen wäre – sie hätten längst gesprochen.

„Sie ist nicht da“, sagt eine Männerstimme. „Großmutter ist nicht da. Weißt du vielleicht, wieso?“ Ich blinzele in das trügerische Licht und sehe ihn am Feuer stehen. Er hat wirre dunkelblonde Locken, einen Bart und lange, schlanke Glieder. Er trägt nichts als ein kurzes Tuch und hat wohl schon geschlafen. „Wohl kaum“, sage ich und sehe ihn voll Neugier an. „Ich kam, um sie zu suchen.“ Er kommt mir viel zu hastig nah. Er hält das Licht in seiner Hand und scheint mir ins Gesicht. Ich sehe, was er sieht. Ich weiß es ja und fürchte seine ersten Worte. „Bei Hades und Persephone“, flucht er und bläst die kleine Flamme aus.

„Du hasst das Licht und träumst von Heilung“, meint er. „Das kann ich gut verstehen. Doch woher kennst du meine Großmutter und glaubst, dass sie dir helfen kann?“ Ich weiche rückwärts durch die Tür, Tränen machen mich so blind wie Vater. Bevor ich mich aber umdrehen und fliehen kann, hat er mich schon gepackt. „Theseus“, sagt er, „nennt man mich. Man sagt, ich sei dem großen König ähnlich.“ „Ungefähr so ähnlich“, sage ich, „wie ich der schönen Helena.“ Wieder einmal gibt es für mich nichts als Widerstand. „Und Mädchen“, prahlt er weiter, „sagen zu mir niemals nein.“

Mein Lachen erschreckt ihn. Ich komme frei. Ich drehe mich um. Aber draußen ist nichts als Nacht und ich weiß, ich würde das Lager nicht wieder finden. Nicht so. Nicht blind. Ich müsste warten bis zum Morgen. „Vielleicht hast du Recht“, sage ich und wende mich wieder zu ihm. Er steht vollkommen reglos da. Ich sehe: Er würde mir nicht folgen. Das macht mir Mut und es besänftigt meinen Trotz. „Also gut“, sage ich. „Ich möchte ... heute Nacht ... nicht gern allein sein.“

Ich trete dicht an ihn heran. Es fehlt nicht viel, dass er mir ausweicht. Dann aber fasst er sich und hebt die Hand und greift in meine Haare. „Du tust wie eine Königin“, bemerkt er unwillig. „Als könntest du entscheiden und befehlen.“ Ich lege meine Arme fest um seinen Hals. „Antigone“, flüstere ich in sein Ohr. „Antigone von Theben.“

Bevor es Morgen wird, stehle ich mich von seiner Seite. Ich nehme mein Hemd und eine Decke und schlüpfe aus der Hütte. Ich finde den Bach wieder, aus dem Baukis Wasser schöpfte. Er ist so seicht, dass mich sein Wasser nur bedeckt, wenn ich mich flach ans Bachbett schmiege. Es ist aus Sand und Kieselsteinen, nicht alle glatt geschliffen. Es tut mir weh und schneidet in die Haut. Ich denke: gut – und besser als das weiche Lager, das ich mit diesem Theseus teilte.

Ich drehe mich auf den Rücken. Bleibe liegen. Spüre das eiskalte Wasser, das meinen Körper kühlt und wäscht, nur außen und nicht innen, und frage mich, was mich getrieben hat, bei einem Sterblichen zu liegen. Es hat nicht wehgetan, nicht so wie diese Kiesel. Und doch hat

es mich mehr verletzt, als Stock und Schwert es könnten. Ich habe nichts gefühlt, als ich ihn küsste, und als ich zuließ, dass er weitermachte, da war es so, als hätte ich für immer aufgehört zu hoffen.

Ich starre in den Himmel und erinnere mich, wie Onkel Kreions Söhne heißen. Der, den Ismene heiraten soll, in nur noch zweieinhalb Jahren, und den, der mir bestimmt sein soll. Der Name von Ismenes Bräutigam fällt mir als erster wieder ein. Menoikeus. Er dürfte jetzt in Theben sein und vielleicht wirbt er schon um sie. Ob sie am Ende doch die Liebe schöner findet als einen lebenslangen Dienst bei Artemis?

Haimon. Ja, ich weiß es wieder. Kreions zweiter Sohn heißt Haimon. Ich habe ihn noch nie gesehen. Doch ich erinnere mich, was man mir sagte. Er sei dagewesen. Nach dem Brand, als ich nicht länger leben wollte, sei Haimon heimlich angereist und habe nach mir sehen wollen. An diesem Morgen weiß ich: Das ist viel. Nach einer Braut zu fragen, deren Haus ein Fluch belastet und deren Schönheit Narben hat, das ist wohl mehr, als ich erwarten darf.

Das kalte Wasser macht mich hart wie Bronze. Ich weiß, ich habe Haimons Treue nun zurückgewiesen. Wer würde Hochzeit feiern wollen mit einer Braut, die ihr Geheimnis nicht mehr hat?

*Tue ich das Gleiche, das Gleiche wie Vater?
Zerstöre auch ich mit Absicht
die Brücken vor wie hinter mir?*

„Antigone!“ Ich wende nicht den Kopf. Ich höre Theseus’ Stimme. Er wirkt besorgt und zugleich vorwurfsvoll. Ich spüre seine Blicke. Er sieht den Körper an, nicht meine Züge. Das ist der Grund, weshalb er bleibt. Er wendet sich nicht ab und wird auch nicht verlegen. Er kommt und hebt mich auf. Er trägt mich bis zu einer lichten Stelle und bettet mich auf Moos. Mit seinem Umhang trocknet er mich ab. Es fühlt sich an wie Liebe. Viel später zieht er mich dann an und zieht mich auf die Füße. „Wir waren sehr in Sorge“, sagt er. „Wie konntest du es wagen, allein in dieser Wildnis ...?“

Ich sehe ihn an und komme endlich zur Besinnung. Der, der da vor mir steht, ist nicht der Sterbliche, der sich gern Theseus nennen lässt. Theseus selbst ist gekommen, um mich zu suchen, gesandt, vermute ich, von meinem Vater. Er legt seine Hand in meinen Nacken. „Ich würde dich bestrafen!“, zischt er zornig. „Wärst du mein Kind ...“ Ich denke an Mutter und an ihren Stock. Sie auch, gewiss, auch sie würde mich strafen. Strafen, weil sie selbst einmal bei jenem jungen Mann gesessen hat, mit aufgelösten Haaren.

Flüchtig und schattenhaft fällt mir der ferne Tag wieder ein, als meine Brüder mich dazu brachten, meiner Mutter nachzuspüren und zu finden, was keiner von uns finden wollte. Was eigentlich habe ich damals gehört? *Ismene kommt nach dir. Eteokles auch, wie mir scheint. Bei Polyneikes habe ich Zweifel. Aber Antigone ...* Erschrocken verbiete ich mir, darüber nachzudenken. Damals war ich ein Kind. Ich habe nicht gut zugehört und habe Mutter missverstanden.

Theseus’ Drohung schreckt mich nicht. Ich entwinde mich seiner Hand. Ich grinse ihm ins Gesicht. „Ich dachte, du seist mit einer Amazone vermählt, großer König“, sage ich. „Solltest du von ihr nicht Wilderes gewöhnt sein?“ Ich wende mich ab und betrachte den Ort, den er für uns gefunden hat.

Es ist eine Lichtung, wie sie in die raue Bergwelt, die Vater und ich erwandert haben, nicht passt. Viel zu grün ist das Gras, viel zu weich das üppige Moos. Die Blüten haben strahlende Farben und Schmetterlinge tanzen in einem Licht, das mir überirdisch vorkommt und golden. „Wo sind wir?“, frage ich und weiß zugleich die Antwort selbst. Theseus' Nähe hat mich für den Augenblick zurückgebracht in meine Welt des Mythos.

Auf einmal sehe ich die beiden Bäume. Nah beieinander stehen eine Weide und eine alte Eiche. Die Stämme neigen sich zueinander, und oben, die Kronen, sind ineinander verflochten. Ich lasse Theseus stehen und laufe auf die Bäume zu. An ihren Wurzeln knie ich und spreche ein Gebet. „Ich schwöre“, schließe ich: „Ich werde nicht mehr zweifeln. Es gibt viel mehr, als es uns scheint.“ Ich sehe vor mir das strenge, würdige Gesicht meiner Herafigur. „Und Frevel sei es“, füge ich hinzu, „wenn ich mit weniger zufrieden bin.“

An Theben vorbei

Theseus kommt zu Vater, als ich ihm seine Nägel schneide. Wie immer wehrt sich Oidipous, der kleine Bruder, wie immer setze ich mich durch. Ich bin an diesem Tag nervös und unduldsam.

Ich weiß, auf welchem Weg wir sind. Die Olivenhaine, die wir am Tag durchquerten, die Hirtenpfade und die Brunnen weisen mir das Ziel. Die Luft riecht wie ... *zu Hause*. Wir sind jetzt Theben nah. Gewiss, ich habe es gewusst: Der Weg von Delphi nach Athen führt vorbei an Theben. Jetzt aber, als die Sieben Tore nahe sind, bin ich erschrocken und verzagt. Vater hat keine Frage gestellt. Aber den ganzen Tag über hat er gewartet und gelauscht. Er erkennt die Gegend ohne Augen. Er weiß wie ich: Die Sieben Tore sind nicht weit.

„Du hast nach mir gefragt, mein Freund?“, sagt Theseus frisch und unbekümmert. „Du weißt, warum“, sagt Vater. „Du musst mich jetzt verlassen.“ Theseus wirft einen strengen Blick auf mich und geht vor Vater in die Hocke. „Eher stürze ich mich vom höchsten Gipfel in den Tod“, sagt er mit ruhiger, fester Stimme. Am Ende ist ein klarer Schlusspunkt. Oidipous lacht leise. „Du würdest es nicht tun“, sagt er und klingt beinahe wie früher. „Du hast noch nicht alle Heldentaten vollbracht, die die Mythen von dir erzählen.“

Ich bin mit seinen Fingernägeln fertig und ziehe mich zurück. „Wir bleiben nicht länger, als es der Anstand gebietet“, sagt Theseus werbend. „Du wirst es überstehen.“ Mir stockt der Atem. Also ist der König von Athen tatsächlich entschlossen, dem befreundeten Theben einen Besuch abzustatten. „Wir könnten einen Umweg machen“, sage ich leise. Während ich es sage, wird mir auf einmal klar: Ich würde es nicht ertragen. So heftig plagt mich jähes Heimweh, dass ich loslaufen möchte, gleich jetzt, den ganzen Weg bis vor das Siebte Tor. Und dann Ismene in die Arme.

Theseus schüttelt unwillig den Kopf. „Die Späher berichten: Theben hat einen neuen König. Es kann nicht sein, dass Athens König ihn nicht grüßt.“ Einen neuen König. „Wen?“, frage ich drängend. Vater lässt sich keine Regung anmerken. Theseus sagt: „Eteokles.“ Vater bleibt starr und stumm. „Und Polyneikes?“, frage ich voll dunkler Ahnungen. Doch Theseus hebt die Schultern. „Wir gehen in die Stadt und finden es heraus“, sagt er und duldet keinen Widerspruch.

„Ich gehe voraus und warte am Tempel von Eleutheres“, sagt Vater, ebenso bestimmt. Ich weiß nicht, wo das ist. Theseus lacht spöttisch auf. „Wenn du sagst, du machst dir Flügel, ist

das ebenso wahrscheinlich“, sagt er, „als dass du so weit ohne Augenlicht und ohne Hilfe wandern könntest. Deine einstige Kraft, mein Freund, hast du dir gründlich selbst zerstört.“ Ich sehe in Vaters und in Theseus' Gesicht die gleiche Unbeugsamkeit. „Ich werde ihn begleiten müssen“, sage ich. Ich zittere und schlucke Tränen. Die Männer geben sich damit zufrieden. Sie grüßen sich zur Nacht und legen sich zur Ruhe.

Ich träume, dass mich Mutter schlägt, für meine Nacht mit Theseus. Theben ist nah und mit ihm mancherlei Erinnerung. Ich träume von einem Prinzen. Er hat weiche, braune Locken. Er hat ein ernstes, dunkles Gesicht, nussfarbene Augen und ein gewinnendes Lächeln. „Lass gut sein“, sagt er zu Iokaste. „Ich frage nicht, was war. Ich will mit deiner Tochter den Fuß auf neue Wege setzen.“

Ich richte mich auf und sehe ihn staunend an. Er steht entschlossen neben Mutter und nimmt den Stock aus ihrer Hand. Er legt ihn übers Knie und bricht ihn mitten durch. Dann lächelt er mich freundlich an. „Prinzessin“, sagt er, „wehr dich. Dein zweiter Name ist Andreia.“ In seinen Augen spiegelt sich mein Bild. Ich sehe: Ich bin schön. Er fragt nach mir und würde keine andere wollen. „Mutter“, sage ich. „Wer ist das?“ Doch ehe sie mir antwortet, erklingt der Weckruf vor den Zelten. Der schöne Traum ist aus.

Theseus hat Boten vorausgeschickt. Er verlangt einen würdigen Empfang für den König von Athen. Ich stehe gähnend vor dem Zelt und blicke zaghaft auf das Treiben. Sie alle gehen nach Theben. Ich aber, Thebens Tochter, schleiche daran vorbei, als wäre ich verbannt. Und doch hat sogar Onkel Kreion zum Schluss gesagt: „Komm wieder.“ Ich werfe einen zornigen Blick auf das Bündel Decken, unter dem ich meinen Vater schlafen weiß. Er könnte, am Schwanz des Zugs, ein unerkannter Bettler sein. Und lasse mich, und sei es nur für einen Tag, noch einmal die Prinzessin sein.

Theseus sieht an diesem Morgen prachtvoll aus. Er trägt den Königsmantel und den breiten goldenen Reif der Könige von Attika. „Antigone, ich hätte dich gern an meiner Seite“, sagt er nach einem Gruß. „Du könntest mich beraten.“ Ich hebe die Schultern. Ich kann mich nicht zwingen, den Kopf zu schütteln. „Du weißt“, sage ich und deute mit dem Kinn auf Oidipous' Lager. „Er würde ... *blindlings* weiterziehen.“

Theseus verzieht das Gesicht. „Was, wenn wir ihn zwängen, hierzubleiben, bis wir in Theben fertig sind?“ Er sieht sich suchend um. „Wir fesseln ihn, dort bei der Quelle, an den Weidenbaum und lassen ihn bewachen.“ Ich suche in seiner Miene nach Anzeichen von Scherz und Spott. Ich finde nichts als Überdruß. Dem meinen eng verwandt.

*Doch Theseus kämpft seit kurzem erst mit Vater.
Ich aber ... eine Ewigkeit.*

„Wage nicht, ihn anzurühren“, sage ich und lasse den König von Athen stehen. Ich hole Wasser und frage die Diener nach dunklem Brot. Sie haben wieder nur helles. Vater wird Schwierigkeiten machen. Als ich mich Vaters Lager nähere, erkenne ich noch immer nicht die Wahrheit. „Vater!“, flüstere ich. Die Decken liegen aufgewühlt. Und ... *leer*. „Theseus!“, brülle ich. „Bei Hades und Persephone! Mein Vater ist verschwunden.“

Willkommen?

Ich trage ein Gewand, das Theseus mir gegeben hat. Er sagt, es sei für Hippolyte, seine Frau. Ein Seidenhändler in Delphi habe ihn zum Kauf beredet. Es ist aus dünnem, glatten Stoff und strahlend gelb gefärbt. Die Säume sind mit Purpur verbrämt und mit Edelsteinsplittern bestickt. Ich habe mein Haar zu einem Zopf geflochten und Theseus gab mir dunklen Puder für die Narben. Ich gehe an seiner Seite, an seiner Hand sogar, als sei ich seine Königin. Er lächelt zufrieden. Er hat seinen Willen bekommen.

Ich aber habe einen harten, spitzen Kiesel in der Brust anstatt des Herzens. Denn ich habe Oidipous für seine Flucht verflucht und habe laut gesagt, er könne gehen, wohin er immer wolle, doch niemals mehr mit mir. Von fern erklang ein Donnerrollen, als ich so sprach. Doch Theseus' Lob war lauter. „Du hast ganz Recht, Antigone“, hat er gesagt. „Das Maß ist voll. Er soll für diese Dummheit büßen.“ Natürlich hat er trotzdem zwei Männer ausgesandt, nach Oidipous zu suchen.

Das Größte Tor, das *Tor des Kadmos*, öffnet sich knarrend, mit Widerwillen, wie mir scheint. Die quietschenden Angeln verraten, wie selten sie sich bewegen, und sagen viel über die Eigenart dieser Stadt. Theben ist keine offene, keine freundliche Stadt. Abgründe birgt es, Frevl und Versagen. Vielleicht hat Vater doch Recht, Theben zu umgehen.

Eine Abordnung des Adels kommt uns entgegen. Sie sind ebenso kostbar gekleidet wie Theseus. Unter ihnen sehe ich nicht eine einzige Frau. Der Erste von ihnen verneigt sich vor Theseus, die anderen tun es ihm nach. „Chaire, großer König, mögen die Götter dir stets wohlgesinnt sein.“ Ich fröstle in der heißen Sonne. Wohlgesonnene Götter sind mir fremder als der Mann an meiner Seite.

Der Erste der Thebaner wirft mir einen scheuen Blick zu. „Und dir, Prinzessin Antigone“, sagt er höflich. Ich erkenne Eurybates, den Vater des Mädchens, das mein Bruder Polyneikes gern heiraten wollte. Ich erwidere seinen Gruß und sehne mich fort. Ohne einen Fuß in die Stadt gesetzt zu haben, weiß ich auf einmal, dass sich nichts geändert hat. Starr und feindselig ist Theben und es hat meine Familie längst verworfen.

Eurybates geleitet uns zum Königspalast und führt uns in den Thronsaal, ohne eine wichtigere Frage anzusprechen als das heiße, trockene Wetter. Ich halte mich an Melanippos, seinen Sohn, und so erfahre ich, dass Onkel Kreion nicht in der Stadt ist. Auch Haimon nicht noch Menoikeus. „Es heißt, dass sie Besuche machen“, berichtet Melanippos. „Ich aber sage: Ihnen missfällt der neue König. Kreion selbst saß allzu gern auf Thebens viel besungenem Thron.“

Der Thronsaal ist neu ausgemalt. Ein endloser Reigen von Nymphen und Faunen tanzt ringsum an den Wänden. Oben, an der Decke, rast der Sonnenwagen hin, gezogen von vier Rossen. Als sein Lenker steht Phoibos Apollon auf dem Wagen und trägt den Strahlenkranz im Haar. Ich sehe empor und mein Unbehagen wächst. Ausgerechnet Apollon, der Ferne, der Vater und uns nur Unheil bescherte!

Das Podest, auf dem die Throne standen, für Vater, Mutter und uns Kinder, ist mit einem neuen roten Teppich ausgelegt. Der Thronessel des Königs steht allein. Ich habe ihn noch nie gesehen, ein schweres Stück aus Ebenholz, mit Seide und Brokat bezogen. Darauf ein junger Mann, der Schwarz mit goldenen Säumen trägt und Thebens alte Bronzekrone. Hinter ihn tritt der edle Eurybates und legt die Hand auf seine Schulter.

Die väterliche Geste müsste mir zu denken geben. Jedoch der Mann in Schwarz zieht jedes Augenmerk auf sich. „Eteokles“, entfährt es mir. Mit einem Satz bin ich an seiner Seite. Das

Zeremoniell der Begrüßung kann ich nicht achten, noch Theseus' oder meine Würde wahren. Ich darf erwarten, dass das Wiedersehen Eteokles nicht weniger bewegt als mich.

„Schwester“, sagt mein Bruder und streckt mir eine ringgeschmückte Hand entgegen. Die Geste ist mehr Abwehr als Willkommen. Der Blick ist misstrauisch und kühl. „Was willst du?“ Ich weiche zurück und stelle mich abseits. „Du siehst sehr einsam aus, Eteokles“, bemerke ich nur leise. Er scheint mich nicht zu hören. Er grüßt den König von Athen und spricht, wie Eurybates, nur vom Wetter.

Ich halte es nicht lange aus. Ich stehle mich davon und eile durch den Park hinüber zu den Wohngemächern. Der Flügel, der gebrannt hat, ist neu aufgebaut. Mir scheint, dass er mehr Fenster hat. Aber noch immer sehe ich den Brand und kann ihn riechen. Ich zittere davor, die Schwelle zu betreten. Bevor ich meine Scheu besiege, fliegen mir Arme um den Hals und eine Stimme ruft schluchzend meinen Namen.

Ismene, scheint mir, hat sich nicht verändert. Sie ist so offen und so arglos, wie sie es immer war, und sie zumindest freut sich ehrlich, mich zu sehen. Ihr Gewand ist lang und ohne Schmuck. Ihr Haar trägt sie zu einem Knoten fest gesteckt. Sie gleicht mehr einer Priesterin als einer Fürstin. „Wo ist er?“, fragt sie gleich. „Geht es ihm besser?“

Ich will nur wenig sagen und sage ihr doch alles. Ich spreche über Vaters Sturheit, seine Härte gegen sich und mich und davon, dass ihn nachts die Albtraumbilder quälen. „Doch Theseus“, sage ich, „weiß den rechten Ort für ihn. Da findet er, wenn Hera will, den Frieden, den ihr ihm verwehrt.“ Meine Schwester rückt betroffen von mir weg. „Ich habe nie gesagt, er solle gehen“, beteuert sie. „Jedoch auch nicht: Er müsse bleiben“, versetze ich.

Ismene ringt die Hände. „Ich bin mir immer noch nicht klar“, sagt sie, „wie man das alles deuten soll. Die Göttin schweigt, wenn ich nach Vater frage, und für die Zukunft seiner Söhne zeigt sie mir Finsternis, kein Licht.“ Dann wird sie lebhafter und fasst nach meinem Arm. „Aber was sagst du, Antigone? Den Schwur der Brüder, habe ich ihn gut bewacht?“

Voll Stolz erzählt sie mir, dass unsere Brüder einig sind. Sie werden im Wechsel regieren. Zu jeder zweiten Sommersonnenwende wird getauscht. „Eteokles ist der Erste“, sagt sie. „Die Amme hat bestätigt, er sei sechs Stunden älter.“

Ich setze mich auf eine Bank, die ich aus Kindertagen kenne. Es macht mir Mut, zu finden, dass manches doch *geblieben* ist. „Wo ist denn Polyneikes?“ Ich frage nicht gern. Ich fürchte schon die Antwort. Ismene hockt sich vor mich hin und greift nach meinen Händen. Weich sind ihre Finger noch immer, sacht streicht sie über meine raue Haut.

„Er hat die Stadt auf unbestimmte Zeit verlassen“, sagt meine Schwester und ich weiß, dass sie sich selbst und mich betrügt, als sie es harmlos klingen lassen will. „Mit Onkel Kreion?“, frage ich. „Oh nein“, sagt rasch Ismene. „Als Eteokles den Thron bestieg, hat Kreion es nicht ausgehalten. Er verließ die Stadt, als ob er flöhe. Polyneikes aber stand mit einem Lächeln nah beim Thron und wünschte seinem Bruder Glück.“ Sie richtet ihren Blick nach innen und freut sich an der friedlichen Erinnerung. „Erst als Eteokles dann heiratete, ist Polyneikes aufgebrochen.“

„Heiratete?“, wiederhole ich erstaunt. „Es steht ja nur ein Thron im Saal!“ Ismene fällt nach hinten und landet unsanft auf dem Rasen. „Eteokles ...“, beginnt sie stammelnd und errötend, „hat wenig Achtung vor den Frauen. Auch Chloe, seine Frau, betrachtet er wohl mehr als seine Dienerin, als dass er sie als Mitregentin achtet.“ Ich komme nicht dazu, darüber

nachzudenken. „Chloe?“, frage ich schrill zurück. „Doch nicht die Tochter unseres edlen Eurybates?“ Ismene beginnt unvermittelt zu weinen. „Als Polyneikes davon hörte, fiel eine Maske über sein Gesicht. Er sprach nicht mehr und schlug sein Pferd, als er im Renngalopp die Stadt verließ. Ich weiß nicht, wann er wiederkommt.“

Eteokles von Theben

Am Portal des Thronsaals stehen Wachen und lassen mich nicht ein. „Verzeih, Prinzessin“, sagt einer der Lanzenträger verlegen. „Frauen sind nicht zugelassen.“ Ich höre Musik aus dem Inneren und der Blick, den ich hineinwerfe, verrät, dass junge Dienerinnen vor den Gästen tanzen. Eteokles hat ein Fest für Theseus befohlen, von König zu König, mit großem Stolz. „Ich sehe aber deutlich Frauen“, beharre ich.

Verblüfft dreht der Bewaffnete den Kopf und folgt verstohlen meinem Blick. „Nein, Prinzessin“, sagt er dann. „Das sind Sklavinnen. Sie dienen den Herren zur Unterhaltung.“ Ich spüre, wie der Zorn aus meinem Herzen sich einen Weg nach außen sucht. „Theseus!“, rufe ich. „Komm, Theseus, hier bin ich! Du wolltest mich an deiner Seite!“

Aber der König von Athen ist nicht zur Stelle. Ich halte ihm zugute, er habe nichts gehört. Ismene eilt herbei und zieht mich weg. „Es ist uns nicht erlaubt“, sagt sie mit ernster Miene. „Seit wann?“ Vor Ärger kann ich kaum noch atmen. Ismene hebt die Schultern. „Es begann, als Onkel Kreion die Regentschaft übernahm“, sagt sie. „Wir hielten es für einen Brauch des Ostens. Doch unser Bruder ist, was die Trennung von Männern und Frauen betrifft, sogar noch strenger als der Onkel.“ Ich fluche und bebe vor Empörung. Von Ferne sehe ich den edlen Eurybates stehen. Er nickt mir zu und hebt die Schultern.

Ismene lässt mich nicht mehr los, bis wir in ihrem Zimmer sind. Es ist derselbe Raum, den wir uns damals teilten. Sie hat ihn schlicht gelassen. Als Einrichtungsgegenstände gibt es nur ein Bett und Truhen, dazu den Schrein mit einer Statuette. Ich sehe Artemis in ihre ruhigen Züge und denke schauernd an die Dunkle. „Aber Menoikeus ist anders“, sagt Ismene unvermittelt. Ich halte erstaunt inne und sehe ihr scharf ins Gesicht. „Tatsächlich?“, frage ich gedehnt.

„Oh Antigone!“ Sie fällt mir überschwänglich um den Hals. „Er sagt, dass er versteht“, bringt sie hervor. „Was?“, frage ich. „Er sagt ...“ – Sie lässt mich los und ich betrachte fasziniert das helle Strahlen ihrer Augen – „dass eine Heirat ohne Liebe für ihn niemals in Frage kommt.“ Sie sieht so glücklich aus, als sei uns nie ein Unheil widerfahren. „Er hat mit seinem Vater über mich gesprochen und ihn gebeten, dass er Verlobung löst. Er ist dabei geblieben, wie sehr auch Kreion tobte und mit schweren Strafen drohte.“ Gegen meinen Willen bin ich tief beeindruckt.

In einer der Truhen finde ich ein fließendes Gewand aus roter Seide. Vor Ismenes arglos staunenden Augen ziehe ich es an und löse meinen Zopf. „Das gehörte Mutter“, flüstert sie. „Ja“, sage ich und raffe den langen Rock mit einem goldenen Gürtel. Ein Bein ist bis zum Oberschenkel frei. Ich wähle noch ein Tuch aus silbrigem Gewebe für mein Haar und rote Farbe für die Lippen. „Antigone, du siehst ... *nicht ziemlich* ... aus“, bemerkt Ismene schüchtern. „Gut“, sage ich und lächele bitter. „Dann lassen sie mich ein.“

Im Thronsaal ist das Licht gedämpft. Die Männer ruhen auf weichen Polstern. Nur wenige, wie Theseus, ziehen die hohen, schweren Stühle vor, die rings um eine lange Tafel stehen, die

sich vor Obst und Wein und Süßigkeiten biegt. Eteokles küsst eines der Mädchen, die mir die Wache nicht Frauen, sondern Dienerinnen nannte.

Die Saiteninstrumente stimmen eine neue Weise an, die Flöte spielt die Melodie. Da trete ich vor alle Männer. Ich hebe die Arme und klatsche den Takt. Ich wiege mich im Rhythmus und winde mich in fließender Bewegung. Die Männer blicken auf. Sie vergessen Wein und Mädchen und sehen nur auf mich. Eteokles jedoch kommt langsam hoch. Die Dienerin, der er gerade noch die Lippen küsste, weist er mit einer groben Geste fort. „Schluss!“, befiehlt er herrisch der Musik. Unverzüglich ist es still. Ich aber tanze weiter, als hätte ich es nicht bemerkt.

Mein Bruder packt mich bei den Armen und zerrt mich aus der Mitte fort. Ich sehe aus den Augenwinkeln, dass Theseus sich erhebt. Langsam und unauffällig kommt er näher. „Was tust du, Antigone?“, fährt mich mein Bruder an. „Ich feiere das Wiedersehen“, sage ich, „mit dir und dieser schönen Stadt.“ Er lässt nicht los. Sein Griff ist hart und schmerzhaft. „Du machst uns lächerlich“, zischt er. Da reiße ich mich los und sage ihm in Deutlichkeit, was ich über ein Fest wie dieses denke und davon, dass Ismene und Chloe nicht geladen sind.

„Und überhaupt“, schreie ich ihn an, „was hast du dir dabei gedacht, die Frau zu ehelichen, die dein Bruder liebt?“ Eteokles hört auf, der König von Theben zu sein, und verwandelt sich zurück in meinen Bruder. Nervös streicht er sein Haar zurück. „Es *ergab sich*, Antigone“, sagt er. „Es geschah wie ganz von selbst.“ Ich werfe einen Blick auf Theseus, der wie ein Wächter bei uns steht. Er hat missbilligend die Stirn gerunzelt, ich weiß nicht: Gilt es meinem Bruder oder mir?

„Eteokles“, sage ich ruhiger und so eindringlich ich kann, „ich erinnere mich, was du und Polyneikes plantet. Ihr wolltet König sein, um *besser* zu regieren als unser Onkel Kreion.“ Ich spüre, dass ich Würde habe, trotz meiner Schleier und der Schminke. „Sage mir nur eines, Eteokles: Bist du ein guter König?“ Mein Bruder sieht mich unbehaglich an. Er zögert mit der Antwort. „Er kann es werden“, wirft mit ruhiger Stimme Theseus ein.

„Wo ist er?“, stößt Eteokles nach langem Schweigen unverhofft hervor. „Hast du ihn in die Stadt geschmuggelt? Fängt alles wieder ganz von vorne an?“ Ich ziehe meinen Schleier eng um Kopf und Schultern. „Er ist dein Vater und dein Bruder“, sage ich. „Du solltest zu ihm stehen.“ Eteokles sieht aus, als würde er gern widersprechen. Dass er es dann nicht wagt, hilft mir, ihn weiter lieb zu haben. „Er kommt nicht“, sage ich und wende mich zum Gehen. „Du siehst ihn nie mehr wieder.“

Eleutheres

Theseus hat zwei seiner Begleiter ausgesandt, nach Oidipous zu suchen. Als wir am Morgen weiterziehen, treten sie uns von einem Seitenpfad her in den Weg und neigen sich vor Theseus. „Herr“, sagen sie, „wir haben deinen Freund nicht finden können.“

Ich sitze am Morgen des Aufbruchs bei Theseus auf dem königlichen Wagen. Er hat mir schweigend seine Hand gereicht und mir hinaufgeholfen. Da Vater nicht da ist, um für mich nein zu sagen, habe ich es angenommen. Ich gebe zu: Ich reise lieber neben Theseus als allein.

Es geht mir an diesem Morgen nicht gut. Mein Bruder macht mir Sorge. Mir scheint, ich müsste ihm zur Seite stehen. Warum, muss ich mich fragen, ist er so schwach und so allein? Ismene wieder zu verlassen, tut mehr weh, als ich dachte. Ich frage mich, warum ich trotzdem weiter zu Vater halten will. Ismene aber stellt mir diese Frage nicht.

Noch Theseus.

Theseus schickt seine beiden Gesandten mit ernstem Gesicht auf eine weitere Suche. „Er hat gesagt: Eleutheres“, sage ich zu Theseus, als die Pferde wieder anziehen. „Da sei ein Tempel, wo er auf uns warten kann.“ Theseus’ Miene macht mir wenig Hoffnung. „Ein Tempel“, wiederholt er. „Weißt du, wessen?“ Ich hebe nur die Schultern. *Eleutheres* heißt der Befreier, doch welcher von den Göttern hätte so einen Titel je verdient? „Des Asklepios?“, vermute ich. Apollons Sohn Asklepios hat Sterbliche von Krankheit und von Tod erlöst, bis Zeus es ihm verwehrte.

„Dionysos, der Gott des Weines und des Rausches“, sagt Theseus und ich spüre seine Sorge. „Es heißt ja, dass der Weinrausch von Schmerz und Kummer leicht befreit. Wer sich jedoch dagegen wehrt, den jagen die Erinyen.“ Ich packe heftig seinen Arm und ich verletze seine Haut mit meinen Nägeln. „Du meinst, dass Vater dort ... allein ... mit seinen Abtraumbildern ringt?“

Da erst verrät mir Theseus, an welchen Ort er Vater bringen will. Von einem Hain erzählt er mir, in Attika, mit Namen Kolonos. Dort, sagt er, hätten die Erinyen, die ihn nach seines Vaters Tod verfolgten, im zähen Ringen und im Überwinden in Eumeniden sich verwandelt. „Eumeniden?“, frage ich und kann den Sinn noch nicht verstehen. „*Wohlmeinende*“, sagt Theseus.

Der Zug lässt Theben hinter sich. Hügel verwehren den Blick zurück. Ich achte nur auf Theseus. „Es war so“, erläutert er: „Die Erinyen gaben auf, mich zu verfolgen. Klauen und Fangzähne legten sie ab und sie entzerrten ihre Züge. Auf einmal standen sie an meiner Seite und sagten, dass die Schuld vergeben sei.“ Er senkt den Kopf und sieht, wie meine Nägel in sein Fleisch blutige Halbmondzeichen prägen. „Wenn du nur auch deine Klauen ... von mir lassen könntest?“ Sein Lächeln ist warm. Mir geht es unversehens besser.

Der Tempel des Dionysos liegt verborgen in einem verwilderten Garten. Orangen- und Zitronenbäume tragen überreife Früchte. Reben, unbeschnitten, wuchern hemmungslos. Weinlaub rankt sich um die bunt bemalten Säulen, die um das Tempelinnere stehen. Welch eine Schande, denke ich, wie Sterbliche das Heilige missachten. „Siehst du, Antigone?“, sagt Theseus da zu mir. „Sie haben alle Angst. Wer sich nicht sicher ist im Blick auf diesen Gott und seine Gaben, der hält sich lieber fern.“

Und ich entdecke, was er meint. Der Vorhof und der Tempel sind verlassen. Kein Mensch ist weit und breit zu sehen. Mir sinkt der Mut. Ich glaube nicht, dass Oidipous so weit allein gekommen ist. Theseus aber gibt nicht auf. Er befiehlt, dass wir uns trennen und weite Kreise um den Tempel ziehen. Ich wandere allein durch seinen wilden Garten. Das faulende Obst verbreitet süßlichen Duft, der nebelgleich in den niedrigen Kronen der Bäume hängt. Mir wird schwindlig. Ich pflücke eine Orange und schäle sie im Weitergehen. Das Fruchtfleisch ist weich und übermäßig saftig. Mir scheint, es ist schon angegoren. Ich esse nur wenig und werfe Schalen und Frucht dann angewidert hinter mich.

Ich gerate auf einen verborgenen Pfad, der durch hüfthohes Unkraut in einen hinteren Winkel des Gartens führt. Als ich einige Schritte auf ihm gehe, höre ich Stimmen wie von Singenden. Gibt es hier doch noch Dionysos-Priester? Im Näherkommen unterscheide ich zwei Männerstimmen, beide laut und unbeherrscht und wie im Rausch. Sie singen ein bekanntes Trinklied, mehr laut als schön und schmerzhaft dissonant.

Ich finde eine halb verfallene Laube, auf den Spalieren wuchert Wein. Innen sind aus klobigen Bohlen ein Tisch und Bänke aufgebaut. In einer Ecke steht ein Fass und davor kauern zwei Gestalten. Sie sitzen auf dem nackten Boden, die Arme jeweils auf des anderen Schultern, und geben so einander Halt.

Der eine, ältere, blutet aus vielen Wunden. Die bloßen Arme und die Brust unter zerfetzten Kleidern sind blutverkrustet wie auch das Gesicht. Der andere wirkt in seinem Rausch, als spiele er den Trunkenen nur und sei in Wahrheit vor Verzweiflung außer sich. „Vater!“, rufe ich entsetzt und klammere mich an einen halb verfaulten Pfosten. „Hat ... *er* ... dir das getan?“

Da hebt mein Bruder Polyneikes seinen Kopf und ist von einem auf den anderen Augenblick vollständig nüchtern. „Ich würde ihm mehr antun als dies“, sagt er und deutet mit dem Kinn auf Vaters Wunden, „wenn es nur irgendetwas nützte!“ Ich zaudere vor seinem kalten Ton zurück. „Du hast ihn wenigstens gefunden“, gestehe ich ihm zu. Polyneikes schaut mich forschend an. Sein Blick wird etwas milder. „Er war im Tempel“, erzählt er, „und schlug und kratzte um sich, als kämpfte er mit einem Rudel Wölfe. Doch alle seine Tätlichkeiten zielten am Ende auf sich selbst.“ Ich nicke traurig. „Ich weiß davon“, antworte ich. „Wenn Theseus Recht hat, sind es die Erinyen.“

Vater singt noch immer. Er hat mein Kommen nicht bemerkt, noch hört er, was gesprochen wird. „Theseus“, wiederholt Polyneikes langsam. „Bist du mit Theseus unterwegs?“ Vaters Stimme erstickt. Sein Kopf sinkt an Polyneikes' Brust. Da schiebt mein Bruder ihn mit einer brüskten Geste weg und kommt selbst schwankend auf die Beine. „Wir bringen Oidipous zum Heiligen Hain von Kolonos“, erkläre ich, was ich auch gerade erst erfahren habe. „Was aber, Polyneikes, hat denn *dich* hierher getrieben?“

Mein Bruder kommt mir taumelnd näher. Sein Körper ist berauschter als sein Geist. Er kann sich nur mit Mühe aufrecht halten. Sobald er vor mir steht, fällt er mir in die Arme. „Getrieben“, murmelt er. „Bei Hades, ja, das Wort ist gut.“ Ich halte ihn im Arm wie eine Mutter und sage ihm, dass ich in Theben war. „Wie hast du es gefunden?“, fragt er bitter. „Du hast mich eines Nachts geküsst“, sage ich, „weil du nicht Chloe küssen durftest. Wie konntest du es da geschehen lassen, dass sie nicht dich gewählt hat, sondern ... *ihn*?“

„Gewählt?“ Er schreit und stößt mich weg. Er hält sich an dem Pfosten, der mir zuvor zur Stütze dienen musste. „Wer sagt dir, dass sie *wählte*? Sie wurde nicht einmal gefragt. Das haben Eurybates und Eteokles allein geplant und ausgehandelt.“ Ich verstehe seinen Groll, doch nicht den Hintergrund. „Ich hatte nicht den Eindruck“, sage ich langsam, „dass Eteokles das Mädchen liebt.“ Da fängt mein Bruder laut und schrill zu lachen an. „Sechs Stunden!“, brüllt er außer sich. „Sechs Stunden ist er älter!“

Vater liegt elend am Boden. Bei Polyneikes' Gebrüll erwacht er stöhnend aus dem Schlaf des Rausches, hebt seinen Kopf, wirft wilde Blicke um sich. Dann schüttelt ihn ein jäher Krampf. Er krümmt sich. Übergibt sich. Ich eile zu ihm, halte ihn und lasse es geschehen, dass er wie sich auch mich beschmutzt. Ich habe Schwierigkeiten, ihm zu helfen. In seiner Ohnmacht

wehrt er sich. „Hilf mir, Polyneikes“, keuche ich. Aber mein Bruder steht steif neben mir und starrt auf uns hinunter.

„Warum tust du das?“, fragt er, als ich mein Kopftuch nehme und Vater säubere. „Warum hast du ihn so betrunken gemacht?“, fahre ich Polyneikes an. „Geh jetzt und hol Wasser!“ Unsicheren Schritts entfernt er sich und kehrt nicht wieder. An seiner Stelle kommt dann Theseus, aufrichtig erleichtert, dass Oidipous gefunden ist. Ein Diener folgt mit einem Wasserschlauch und bringt auch reine Tücher.

Wir fahren an dem Tag nicht weiter. Wir lagern nah dem Tempel. Doch Theseus hat verboten, den Garten zu betreten, und so begeben sich die Männer früher als sonst zur Ruhe. Ich aber sitze allein vor meinem Zelt und frage Hera, was geschehen ist und was geschehen wird. Mein Bruder ist verschwunden. Mein Vater schläft wie tot in frischen Kleidern. Ich habe ihn für diese Nacht in mein Zelt bringen lassen. Er war besinnungslos und konnte sich nicht wehren.

Ich halte die Göttinnenfigur in meinem Schoß und sehe in ihr würdiges Gesicht. „Ich bin die Dienerin meines Vaters geworden“, sage ich ihr. „Es hat sich so ergeben. Ich habe nicht gefragt und nicht gewählt. Nun aber frage ich: Ist es nicht falsch? Er spürt kaum meinen Dienst und will ihn nicht. Die Brüder aber und Ismene gehen dabei verloren. Was wäre, wenn ich ihnen raten könnte – und machte mich, indem ich es nicht tue, schuldig?“ Hera hört still zu und weist mich dann an Theseus, der gerade von den Pferden kommt.

Ich laufe zu ihm und passe meine Schritte seinen an. „Zwei Nächte noch und wir sind in Athen“, beginne ich. „So hörte ich es deine Männer sagen.“ Theseus sieht mich von der Seite an und schweigt. „Was wird im Hain von Kolonos geschehen?“, frage ich. „Ich meine: Sind dort Priester, die sich um Vater kümmern werden?“ Theseus bleibt stehen und nimmt mich bei den Schultern. „Du fragst, ob du ihn dort getrost sich selber überlassen kannst?“, fragt er mich sacht zurück. Ich senke den Kopf. Ich mag es nicht, durchschaut zu werden.

„Ich bin nicht das Orakel von Delphi“, sagt Theseus und legt seine Hand unter mein Kinn, so dass ich seinem Blick begegnen muss. „Aber ich glaube: ...“ – Seine Miene ist fast mitleidig – „Was einem Schuldgeplagten am zuverlässigsten zur Heilung hilft, ist die Erfahrung, dass von denen, die er seine Opfer nennt, wenigstens das eine oder andere unbeirrbar zu ihm hält.“ Ich schlucke. Ich hätte von ihm lieber anderes gehört. „Du sagtest doch: Die Eumeniden ...“, beginne ich verzagt. Da lässt er mich los und wendet sich ab. „Ja, ich verstehe“, sagt er kühl. „Ein Vater, der zum Kleinkind wird, ist selbst der treuesten Tochter lästig.“

Er geht und lässt mich stehen. „Polyneikes und Eteokles sind meine Brüder!“, rufe ich ihm wütend nach. Da bleibt er stehen und sieht mich traurig lächelnd an. „Das ist auch Oidipous, nicht wahr?“

Als ich in mein Zelt trete, ist Vater nicht allein. Polyneikes hockt an seiner Seite und redet fiebrig auf ihn ein. „Sag es, sag es doch!“, drängt er. „Ich weiß, dass Mutter fremdgegangen ist. Ich ahne es ja längst: Du bist gar nicht mein Vater!“ Er beugt sich über Vater. Mit leichten Ohrfeigen will er ihn wecken. „Das tust du *nicht!*“, sage ich fest. „Zu leiden unter einem Frevel berechtigt nicht dazu, selbst Frevel zu begehen.“ Die Augen, mit denen er mich ansieht, sind wie in Nebel gehüllt. Ich sehe: Er ist noch immer nicht nüchtern.

„Was meinst du, Antigone?“, fragt er lallend. „Inwiefern frevle ich?“ Ich ziehe ihn so weit wie möglich von Vaters Lager fort. „Den Vater zu schlagen und entehren“, sage ich, „hältst du das etwa nicht für Frevel?“ Polyneikes fuchtelt sinnlos im Leeren. „Es ist nur so, meine

Schwester: Ich halte ihn nicht mehr für meinen Vater. Mag Eteokles sein Sohn und Bruder sein – ich aber bin allein Iokastes Kind. Ich bin, durch ihren Ehebruch, ein makelloser Erbe von Thebens Thron und Krone.“

Sein Lachen klingt nach Irrsinn. „Ist das nicht witzig, Antigone? Wie hat mich damals Iokastes Ehebruch verletzt! Nun aber mag es sein, dass er mich rettet!“ Ich fange seine Hände. „Ruhig, Polyneikes, komm, besinne dich.“ Sein saurer Atem erzeugt Übelkeit. „Seid ihr nicht Zwillinge? Ein einziger Vater zeugte euch beide in einer einzigen Nacht.“ Er lacht noch lauter. „Sechs Stunden, Antigone!“, grölt er. „Sechs Stunden machen allen Unterschied der Welt.“ Unvermittelt beginnt er zu heulen. Er jammert um Chloe und flucht seinem Bruder. Ich höre zu und Angst steigt in mir hoch.

Soweit ich mir, was Polyneikes sagt, zusammenreimen kann, hat er sich selbst die unerwünschte Heirat zuzuschreiben. Er hat nach meinem Weggang Chloe aufgesucht, hat sie bedrängt und ihr gedroht. So dass sie, als ihr Vater sah, dass eine Verbindung mit den Kindern Iokastes am Ende doch vernünftig sei, von Polyneikes nichts mehr wissen wollte. Als dann Eteokles als Erster die Krone und den Thron gewann, hat Eurybates sich ihm schmeichelnd zugewandt und ihm, statt Polyneikes, die Tochter angeboten.

„Er hätte sie nicht nehmen sollen“, gestehe ich Polyneikes zu. „Der Feigling!“, dröhnt mein Bruder. „Er fürchtete sich, Eurybates zu verärgern. Oder: Wer weiß, was Eurybates ihm versprach?“ Ich weigere mich, so schlecht von Eteokles zu denken. Rasch wechsele ich das Thema. „Was wirst du als Nächstes tun, Polyneikes?“, frage ich bang. „Kommst du mit uns und Theseus nach Athen?“ Da schüttelt er entschieden seinen Kopf. „Morgen früh bin ich schon fort“, sagt er mit schwerer Zunge.

Er zieht mich grob in seine Arme. Die Augen schließen sich. Ohne mich loszulassen schläft er ein. Ich lasse ihn auf meinem Lager schlafen und bleibe über Nacht an seiner Seite. Einmal, als Polyneikes tief schläft, öffnet auf dem zweiten Lager Vater die Augen. Nur ich höre, was er leise, aber deutlich sagt. „Zwei unserer Kinder sind *ganz sicher meine*: Du, Polyneikes. Und die wilde Antigone.“ Als ich am Morgen erwache, ist mein Bruder verschwunden. Die Rache oder die Gnade des Weingotts bewirkt, dass Vater sich später nie an dieses Wiedersehen erinnert.

Athen

Wie ein Heros unter gewöhnlichen Sterblichen, so ragt die Akropolis von Athen unter den Burgen des Umlands heraus. Man denke nur: Zwei mächtige Gottheiten wetteiferten einst um Ehre, diese Stadt zu bewahren und zu behüten. Pallas Athene musste am Ende gewinnen. Poseidons Reich liegt einfach um einiges zu weit entfernt.

Ich habe mich immer gefragt, was das für eine Göttin ist, Athene, Schutzherrin der Kriege wie der Weisheit. Für mein Gefühl passt beides nicht zusammen, ebenso wenig wie die Mythen, die besagen, sie sei Jungfrau, und die zugleich betonen, wie sehr sie Helden liebt und lenkt. „Es gibt die wilde Wut des Kampfes“, erläutert Theseus mir, „die ist Athenes Sache nicht. Die überlässt sie Ares. Jedoch des Kriegs Gesetze, seine Ordnung, die Absicht und die Ziele, die die Feldherren leiten, die liegen in Athenes ruhiger Hand. Wir danken ihr den Ruhm und auch den Frieden, den ein gerechter Krieg am Ende möglich macht.“

Ich wende meinen Blick von den Säulen des Tempels auf Theseus' ernstes Gesicht. „Glaubst du denn wirklich“, frage ich, „dass Kriege anderes bewirken als Leid und Wunden und erneuten Hass?“ Der König muss nicht überlegen. „Das glaube ich gewiss“, sagt er. „Im Namen der Jungfrau Athene.“

Theseus hat Oidipous das Versprechen abgerungen, dass er und ich vor Athens Mauern warten werden, bis er uns selbst nach Kolonos begleiten wird. Er sucht zwei Männer aus, die uns zu einer Grotte führen sollen, in der wir sicher und verborgen das Warten überstehen. „Du könntest auch auf einen Tag und eine Nacht an meiner Seite den großen Tempel sehen und mein Haus“, sagt er zu mir. „Dein Vater wird behütet sein. Du findest ihn leicht wieder.“ Ich danke ihm und sage nein.

Doch als er uns und unsere Führer stehen lässt und grüßend seinen Weg zieht, tut mir das Herz auf einmal weh. „Warte, König!“, rufe ich und wende mich an Vater. „Ich will rasch zu Athene beten“, erzähle ich, „und komme dann mit neuem Mut zurück an deine Seite.“ Vater runzelt seine Stirn. „Athene?“, fragt er nach. „Ich wüsste nicht, dass diese Göttin uns je nah gewesen wäre.“ Ungeduldig löse ich die Hand aus seinem Griff. „Und eben deshalb!“, rufe ich. „Die alten Götter haben uns verlassen. Mag sein, dass eine andere hilft.“ Ich merke, dass er unzufrieden ist. Aber ich sehe Theseus warten und eile rasch ihm nach.

Als wir den *Weg der Edlen* hinauf zur Burg des Königs ziehen, kommen zwei Pferde von oben herab uns entgegen. Ihr Lauf ist fliegend schnell, sie galoppieren rascher als der Staub, den ihre Hufe wirbeln lassen. Auf einer weißen Stute sitzt in Männerkleidern eine Frau, schräg hinter ihr, auf einem Rappen, reitet ein Junge, bewaffnet mit Pfeilen und Bogen. Als die Frau Theseus erkennt, schreit sie und springt von ihrem galoppierenden Pferd. Der Junge zügelt seinen Rappen. Auch Theseus hält es nicht auf seinem Sitz. Mit einem großen Satz ist er bei ihr und fängt sie mit offenen Armen.

Ich bin vergessen und beobachte, wie Theseus seine Frau beim Wiedersehen herzt und küsst. Sie muss die Amazone sein, von der die ganze Welt erzählt.

*Wer reitet wie der Wind
und trifft mit jedem Pfeil?
Wer schlägt die Helden
reihenweis zu Boden und
ist doch schön genug
für süße Träume?
Keine andere ist wie sie,
die wilde Hippolyte.*

„Was sagst du dazu?“ Eine Jungenstimme reißt mich aus meinen Betrachtungen. Der zweite Reiter ist an meiner Seite an den Wagen getreten und spricht mich an. „Zwei würdige, erwachsene Leute sind sie, doch sie benehmen sich wie Kinder. Ist Eros nicht ein alberner Geselle?“ Ich sehe ärgerlich in ein offenes, hübsches Gesicht, das dem des König ähnlich sieht. „Nicht Eros, sondern Aphrodite steht für solche Liebe“, sage ich, „die ernst und zuverlässig sich bewährt, nicht wie der bloße Wahn, der Eros' Sache ist.“ Der Junge grinst mich an. „Mir ist der eine wie die andere lästig“, sagt er unbefangen. „Ich halte es mit Artemis.“

Ich zucke zusammen und denke an meine fromme Ismene. An das Artemision auf dem Hügel über Theben. Und an die Dunkle, die das Bild der jungfräulichen Jägerin für immer in mir

trübte. „Hera ist Königin über alle“, sage ich und hoffe, dass ihn das in seine Schranken weist. Ich bin nicht nach Athen gekommen, um mich mit Kindern abzugeben. Meine Augen hängen an der schönen, starken Frau, die Theseus in den Armen hält.

Kein Wunder, denke ich, dass er mich nicht begehrte. Hippolyte ist, so wie die Lieder sagen, ein Traum und eine Sehnsucht. So selbstgewiss, so frei und selbstverständlich königlich habe ich noch keine Frau erlebt. Trotz hat sie gar nicht nötig. Es sollte mich wohl freuen, die Frau die sehen, die ich gerne wäre. Aber es tut mir weh. Vor allem schmerzen mich die Küsse und die heißen Hände, mit denen Theseus ihre Haut berührt. Bei Aphrodite, warum sie? *Warum nicht ich?* Ich denke diese Worte nur. Doch sie ziehen mit sich einen Schweif aus Feuer.

„Doch wir vergessen Antigone!“, ruft Theseus endlich und zieht an Hippolytes Arm. Er führt sie mit sich bis zu mir. Ich sitze steif und rühre weder Hand noch Fuß, um sie zu grüßen, wie es sich gehört. „Die *Königin!*“, zischt Theseus. Sein Blick wird scharf. Er will, dass ich mich neige. Ich sitze auf dem Wagen wie auf einem Thron und sehe stolz von oben auf Hippolytes blond gekraustes Haar.

Die Amazone hebt den Blick. Sie sieht mich und, ich schwöre, sie liest meine Gedanken. Ihr Mund verzieht sich und sie hebt die Augenbrauen. „Als Mädchen warst du höflicher“, sagt sie mit ihrer warmen dunklen Stimme. „Ich weiß, dass du auf meiner Hochzeit Blumen streuest.“ Mit einem Ruck hebt Theseus mich vom Wagen. Ich mache mich noch steifer und tue so, als könnte ich allein nicht stehen. Er muss mich eine Weile halten. Jedoch, was nützt es mir? Sein Griff ist kalt und zornig.

„Sie wird nicht lange bleiben“, sagt Theseus seiner Frau. „Das werden wir sehen“, sagt Hippolyte und hakt sich bei mir ein. Neben ihr, wie abgeführt, betrete ich den Königssaal. Dicht hinter uns lauscht Theseus seinem Sohn, der eifrig und genau berichtet, wie er den ersten Wolf erlegte.

Viele Athener haben sich versammelt, Männer und Frauen, sogar Kinder. Die Farben fallen mir als Erstes auf. Der Saal ist wie ein Blumenstrauß aus wohl sortierten Tönen. Die Männer, Frauen, Kinder je einer der Familien tragen als Zeichen ihrer Zugehörigkeit alle die gleiche Farbe. Ich sehe Blaue, Gelbe und Grasgrüne und komme zwischen Violett und Rot zu stehen. Theseus greift nach Frau und Sohn und zieht mit ihnen durch die Menge. Sein Thron, im Mittelpunkt der Halle, bleibt lange leer, weil er zunächst die Runde macht und allen seinen Edlen die Hand drückt, manche auch umarmt.

In all der Farbenpracht der Edlen ist Theseus' Halle schlicht. Sie ist nicht ausgemalt. Die Wände und die Säulen zeigen nur in weißem Relief die großen Taten ihres Herrn. Ich sehe Ariadne mit dem Faden, der Theseus aus dem Labyrinth zurück ins Leben führte. Ich sehe Minotauros lauern und zweimal sieben Kinder zitternd zu ihm gehen. Ich sehe schließlich Theseus bei den Amazonen, wie er mit festem Blick die Königin entdeckt und an sich bindet ... – wie?

Ein Kampf ist dargestellt, eine Entführung. Doch darin kann ich weder Theseus noch Hippolyte klar erkennen. Ein anderes Bild zeigt Theseus, wie er sitzt und zu den Klängen einer Lyra der Königin sein Leben nacherzählt. In ihrem Auge schimmert eine Träne. Der Künstler hat an dieser einen Stelle den schlichten Stil verraten und hat da einen funkelnden Brillanten dem sandsteinstarren Auge eingesetzt.

Mein Blick sucht neu den echten Theseus und ich bemerke, dass auch er, sein Kind und seine Frau sich eine Farbe teilen. Sie tragen Gold, die drei, er an dem Umhang, sie um ihre schlanke Taille, der Prinz hat goldene Stiefel. Und ich? Ich trage wieder dieses gelbe Kleid, das Theseus für die Amazone kaufte. Dazu mein rotes, offenes Haar, das sich mit Rot beißt und mit Violett.

Musik erklingt, als Theseus endlich seinen Thron besteigt. Zu seinen Seiten setzen sich auch Hippolyte und ihr Sohn. Und dann ist es auf einmal, als wehe kalt ein Hauch durch diese warme, helle Halle. Zur Linken in der Wand ist eine schmale Pforte. Die tut sich auf und eine, die zu spät gekommen ist, tritt ein. Sie gleicht in ihren Zügen Hippolyte. Doch ist sie dunkel, wie die andere hell. Ihr Haar hat fast den Ton von Auberginen und ihre Augen schimmern matt wie schwärzeste Oliven. Die Haut ist braungebrannt wie Nuss. Sie trägt, wie Hippolyte, Männerkleider. Die Farbe ist ein Grau wie Asche. Sie kommt, das zeigt der erste Blick, von einer Jagd. In ihrem Köcher fehlen Pfeile. Das Messer in dem schweren Gürtel ist mit Blut befleckt. In ihrer linken Hand hängt schlaff der tote Körper eines großen Vogels.

Hippolyte hat sich Theseus zugeneigt und ihm ins Ohr geflüstert. Jetzt steht das Königspaar, das gerade Platz genommen hat, schon wieder auf und tritt der Fremden drei Schritte weit entgegen. „Sieh, König Theseus: Meine Schwester Antiope“, sagt Hippolyte froh, „ist endlich meiner Einladung gefolgt und ist gekommen, um zu sehen, wie ich lebe. Und Theseus kennen zu lernen, meinen Mann.“

Ich höre, was die Roten und die Violetten tuscheln. Von einer Wilden ist die Rede, die eines Tages ungebeten auf die Burg lossprengte, unaufhaltsam, rücksichtslos. Ihr Reittier soll an seiner Stirn ein langes spitzes Horn getragen haben. Sie aber tötete drei Männer, die ihr den Weg versperren wollten. Nun lebt sie seither ungestraft in Hippolytes eigenen Gemächern. Die Hoffnung derer, die in meiner Nähe stehen, ist, dass der König sie der Burg verweist.

„Zehn Jahre ist sie nicht gekommen. Warum nur jetzt?“ Undeutlich höre ich die Antwort. „Die ältere Schwester, Aristippe, war Königin bis jetzt. Nun aber ist sie jüngst gestorben und Antiope trägt die Krone. Mag sein, dass sie an Rache denkt ...“ Darauf jedoch ertönt ein Lachen, dass allen sagen soll, dass der Gedanke albern sei.

„Ich habe dich bereits kennen gelernt, Theseus von Athen“, sagt Antiope. Sie hat die gleiche Stimme wie Hippolyte, nur härter, scheint mir, und in der Tiefe kalt. „Zehn Jahre ist es her, doch werde ich es nie vergessen: König, deinen Hass und deinen Spott für Frauen, die ohne Männer glücklich sind.“ Theseus verneigt sich vor ihr. „Dein Hass, Antiope, ist meinem, will mir scheinen, ebenbürtig.“ Er lächelt zu den harten Worten und sucht die Unterstützung seiner Frau. „Lass das!“, zischt Hippolyte ihrer Schwester zu. „Wir haben oft genug davon gesprochen.“

Antiope tut das Unerwartete. Sie senkt den Kopf und murmelt: „Tut mir Leid.“ Theseus spricht Worte des Willkommens und Antiope hält den toten Vogel hoch. „Mein Gastgeschenk, du großer Held. Man sagte mir, dass du ihn nicht erlegen konntest.“ Wieder erzählen die Roten und die Violetten, was es damit auf sich hat. Der Vogel sei ein Sohn der Nacht, ein schlimmer Fluch der Wälder rings um die Burg. Er töte, was ihm in die Klauen falle, Wild, Lämmer, Zicklein, manchmal auch ein Kind.

„Wir sind dir sehr zu Dank verpflichtet“, sagt Theseus und winkt einem Diener, das Tier zu nehmen und davonzutragen. „Gewiss“, sagt Antiope. Sie wendet sich an die Versammelten und hebt zu einer Rede an. „Wir Amazonen“, sagt sie, „fürchten weder Bestien noch

Ungeheuer – *noch die Männer*. Wir Amazonen haben die Welt für immer auf den Kopf gestellt. Wie anderswo die Männer im Ruhm sich sonnen und sich Frauen ... *gefügig* machen zum Vergnügen und dass sie ihnen Kinder schenken, so ist der wahre Ruhm bei uns zu Hause und Männer sind zum Dienen und zum Zeugen gerade gut genug. In allem anderen halten wie sie klein.“

Ich sehe Hippolyte an und sehe, wie sie einen Augenblick lang ihren neuen Stolz als Theseus' Königin vergisst und wieder Amazone ist. Ihre Augen blitzen wie Antiope. Das dunkle Feuer ihrer Schwester reißt sie mit. Dann aber besinnt sie sich auf ihren Mann und funkelt ihre Schwester an. „Ich sagte: Lass das“, sagt sie barsch. „Du musst uns sonst verlassen.“ Und wieder senkt Antiope ihren Kopf und murmelt: „Tut mir Leid.“

Mir scheint, dass Theseus genug von diesem Auftritt hat. Er sieht sich suchend um und findet mich. Er winkt mich aus dem Rot und Violett heraus und zu sich vor die Throne. „Auch ich“, sagt er, „bringe Besuch von weither mit nach Hause. Prinzessin Antigone, wir heißen dich willkommen!“ Ich nehme verlegen die Hochrufe der Versammelten entgegen. Dann tut Theseus etwas, das mich kalt berührt wie Eiswasser auf sonnenheißer Haut. Er hält mich an der einen Hand und streckt die andere nach Antiope aus. „Ihr beide“, sagt er, „solltet euch verstehen. Solange ihr in meiner Stadt hier Gäste seid, bleibt beieinander, tauscht euch aus und werdet, wenn es sein kann, Schwestern.“

Die Schwester der Amazonenkönigin

Antiope lacht mich aus. „Erzähl mir nicht: Du hast noch nie auf einem Pferd gegessen?“ Ich mag ihr Lachen nicht. „Wie denn?“, fauche ich sie an. „Prinzessinnen am Königshof sind stets gefangen in vier Wänden.“ Antiope hat zwei Pferde satteln lassen. „Du sagst es“, bestätigt sie. „Doch siehst du nicht so aus, als gäbst du dich damit zufrieden.“ Hippolytos sitzt schon längst auf seinem Rappen und lässt ihn uns umtänzeln. Das Ziel ist Kolonos und zwei, die ich nicht selber wählen durfte, werden mich und Oidipous begleiten.

Wir haben eine kurze Nacht und einen sehr bewegten Morgen hinter uns. Wir teilten eine Kammer, ich und Antiope. Theseus hat es so gewollt. Antiope hat mich ausgefragt und wollte mich nicht schlafen lassen. „Bist du die Nächste?“, bohrte sie, und als ich keine Antwort wusste, fragte sie dies und das nach meiner Reise. Wie Theseus sich benommen habe, ob ich ihn mag, ob wir viel Zeit allein verbringen konnten. Am Ende nickte sie und stellte, wie befriedigt, fest: „Du *bist* die Nächste, so wie ich vermutet habe.“

Ich war zu müde für Geduld. „Wobei die Nächste?“, fragte ich. Antiope lachte hässlich. „Erst Ariadne, dann Hippolyte, als Dritte Antigone.“ Sie pustet in die Kerze, so dass die Flamme qualmend lodert. „Der Mythos lehrt es klar: Theseus ist immer nur so lange treu, bis es erneut ein Mädchen zu erobern gilt.“

Am Morgen weiche ich den Blicken des Gastgebers verlegen aus. Ich frage mich, warum ich Antiope nicht widersprochen habe. Ich war erschöpft. Gewiss. Doch außerdem hat es mir auch gefallen. Es hat mir gut getan, mich in dem Licht zu sehen, dass Antiope mir entfachte. Ich, Antigone, mit den Narben im Gesicht, könnte das Mädchen sein, für das der Held mit einer schönen, wilden Frau wie Hippolyte bricht! Es hat mir gut getan – und ist nicht fern von dem, was ich seit Tagen im Geheimen träume.

Und doch: Am Morgen ist es peinlich, zumal Antiope jedes Wort und jeden Blick, den Theseus für mich hat, mit hochgezogenen Brauen wahrnimmt und bewertet. Gerade an diesem Morgen ist Theseus um mich sehr besorgt. Er will, dass ich noch bleibe. Als ich mich wehre, will er unbedingt sein Wort einlösen und mich selbst begleiten. Als Hippolyte widerspricht und ihn an seine Pflichten mahnt, weist er sie unhöflich zurecht. „Theseus“, habe ich zum Schluss gesagt, als Hippolyte ihm den Rücken wandte und Antiope spöttisch grinste, „du kennst doch meine Krallen: Lass los, bevor ich dich verletze.“ Da hat er mich scharf angeschaut und dann befohlen, dass sein Sohn und Antiope mit mir gehen.

Ich sehe das Pferd an, das für mich gesattelt ist. Ein feuerspeiender Drache könnte nicht finsterner sein. Es scharrt bereits mit seinen Hufen, als sinne es, wie es mich niedertrampeln kann. „Mein Rock ist wohl zu lang“, bemerke ich, um sachkundig zu wirken. „Ich staune ohnehin“, sagt Antiope, „dass eine Ausgestoßene auf der Flucht so edle Seide trägt.“ Ich erröte. Das also denkst du über mich, *Schwester* Antiope. „Der König selbst schenkte sie mir!“, entfährt es mir. „Ursprünglich war sie seiner Frau bestimmt.“

Ich spüre wieder diesen kalten Hauch, der tags zuvor – mit Antiope – Zugang zu Theseus’ Thronsaal fand. Entschlossen hebe ich den Fuß und trete in den Bügel. Ein Diener ist zur Stelle, und ohne es noch recht zu wollen, sitze ich zum ersten Mal auf einem Pferd. „Gib mir die Zügel“, befiehlt Antiope und übernimmt die Führung meines Pferdes. Warum sie?, denke ich unbehaglich. Ich sehe hoffnungsvoll nach Hippolytos. Ihm würde ich mich lieber anvertrauen als Hippolytes Schwester. Und doch ist er ein Kind, sie aber eine Amazone.

„Was sagst du?“, fragt sie drängend, als sie die Pferde im Schritt die Burg verlassen lässt. „Es ist ... nicht schlecht“, sage ich zögernd und bin ihr dankbar, dass sie nicht weiter über gelbe Seide spricht. Sie lacht und treibt die Pferde an. „Und jetzt?“, fragt sie. „Wie wunderbar!“, rufe ich jubelnd. Anders kann ich nicht. „Wie ... fliegen!“

Mein Pferd ist im Galopp viel sanfter als im Stehen. Es fällt nicht schwer, sich der Bewegung anzupassen und mitzugehen, so wie es will. Antiope lacht laut auf, als ich das sage. „Nicht nach des Pferdes Willen, Antigone – nach *deinem* Willen muss es gehen!“ Doch immer noch hat sie mein Pferd am Zügel. Ich sitze nur und lasse es geschehen. Ich sehe, wie alles hinter uns zurückbleibt und verschwindet, die Stadt, die Weiden, Gärten, Haine, und ich träume, dass es mit Kummer und mit Sorgen ähnlich wäre. Ich flöge ihnen leichtherzig davon, den jungen Mann an meiner Seite, der mich im Traum von Mutters Stock erlöste.

Oder Theseus. Er hat sich, fällt mir ein, nicht so verabschiedet, wie ich nach unserem Weg erwartet hätte. Er hat nur knapp gesagt: „Geh mit wohlmeinenden Göttern, Antigone. Sei gewiss: Wir sehen uns wieder.“ Er hat Hippolyte dabei im Arm gehabt und nicht einmal gelächelt. Und doch: *Wir sehen uns wieder ... sei gewiss ...* Im Flug der Pferdesprünge schwingt die Verheißung mit. Er meint ... *er meint ... viel mehr ...*

Hippolytos ist aufmerksamer als ich. „Wohin reiten wir, Antiope?“, fragt er, als wir schon eine Weile galoppieren. „Die Grotte, von der Vater sprach ...“ Antiope unterbricht ihn brüsk. „... finden wir früh genug“, sagt sie. „Zuerst muss die Prinzessin reiten lernen.“ Mein Trotz lässt mich im Stich. Ich widerspreche nicht. Ich will nur weiterfliegen, zu keinem Ziel, aus keinem anderen Grund als ... fliegen.

Vater hat diesmal Wort gehalten. Er ist noch da und wartet. Er sitzt im Eingang seiner Zuflucht und hat die Flöte an den Lippen, die ich zurückgelassen habe. Sein Spiel klingt wehmütig, bisweilen schrill. Aber er spielt. Und das ist besser als alles, was ich insgeheim

befürchtet habe. Der Hufschlag lässt ihn horchen. Er hört zu spielen auf, bevor ich seine Melodie erkenne. „Wer kommt?“, fragt er gehetzt. „Ich, Vater, stell dir vor, ich bin geritten!“, sprudele ich atemlos hervor.

„Das schickt sich nicht“, sagt Vater prompt. Ich kann nicht anders als ihn auszulachen. Der nächste Streitpunkt wartet schon. Ich stelle Hippolytos und Antiope vor und sage Vater, dass wir zu Pferd mit ihm zum Hain der Eumeniden reisen wollen. „Du, König, wenn du es erlaubst, bei mir, auf meinem Rappen“, sagt Hippolytos höflich und stolz zugleich. Oidipous schweigt, als habe er ihn nicht gehört. Erst später öffnet er den Mund und sagt mit leiser Stimme den Rätselspruch der Sphinx.

Vierbeinig erst,
zweibeinig dann,
drei Beine hat es
am Ende.

„Drei!“, schreit er uns unvermittelt an. „Nicht vier!“ Er fuchtelte mit den Armen. „Wagt nicht, mich auf ein Pferd zu heben! Ich will es nicht und werde es nicht dulden.“ Da schreie ich zurück. „Es ist jetzt Zeit, mein unverschämter *Bruder*, dass du einmal für mich ein Zugeständnis machst. Denn ich habe dir schon öfter nachgegeben, als dass ich es noch zählen kann. Ich bin es leid und überdrüssig. Dies kannst du nicht verwehren: *reiten!* Ich wusste nicht, wie wundervoll es ist. Nicht weil ich einen weiten Fußweg scheue, will ich reiten, Vater. Nur weil ich *reiten* will!“

Rache und Gesetz

Die Gegend ist rau und einsam und beides nimmt von Schritt zu Schritt noch zu. Nie sah ich knorrigere, verwittertere Bäume als in diesem verlorenen Zipfel von Theseus' Reich. Antiope und Hippolytos wetteifern unterwegs um Jagdglück und um Jagdgeschick, doch als das Ziel dann näher rückt, zittern die Pfeile auf den Sehnen und Antiope gibt es schließlich auf. „Es ist nicht gut“, sagt sie zu Hippolytos und legt die Hand auf seinen Waffenarm, „an diesem Ort zu töten. Du weißt nie, wen du vor dir hast.“

Hippolytos ist die Last meines unwilligen Vaters auf seinem Sattel rasch leid geworden. Seitdem sitzt Vater hinter mir. Eigensinnig ringt er darum, sich möglichst wenig festzuhalten. „Zu töten oder zu lieben“, murmelt er. „Ja, beides tun wir blind und darum, allzu oft, verwerflich.“

Die Pferde gehen im Schritt auf einem schmalen Weg. Links neben uns gähnt schroff ein Abgrund, rechts aber ist der Berghang dicht begrünt. Wir reiten nahe beieinander, Hippolytos zuerst, doch Antiope hat ihn eingeholt, ein Stück zurück ich und mein Vater. Antiope wendet sich im Sattel um und lachend spricht sie Vater an. „Willst du deine Tochter wegen Theseus warnen, König?“, fragt sie eifrig. „Glaube mir, nicht ihre, sondern seine Schuld ist es, was immer auch geschieht.“ Ich spüre Vater Hände schmerzhaft fest an meinen Hüften. „Theseus?“, haucht sein Atem heiß in meinen Nacken. „Du hörst es ja“, versetze ich. „Ich habe keine Schuld.“

Mir fällt noch auf, wie Hippolytos mich betrachtet – *Verachtung im Namen seines Vaters* – dann sehe ich nur noch ... die Bärin. Von der rechten Seite, aus dem Dickicht, stürmt sie auf den Weg. Sie brüllt und faucht. Ich denke noch: *Kein Bär benimmt sich so*, da greift sie auch

schon an. Sie bäumt sich auf. Mit ihrem Maul und ihren Vorderpfoten packt sie mein Pferd und zerfleischt ihm seine Flanke. Es wiehert und steigt hoch vor Schmerz. Es schlägt mit seinen Hufen in die Luft, es kippt nach hinten. Die Hinterbeine knicken ein. Es windet sich und überschlägt sich.

Ich habe Vaters Hände fest im Griff, vielleicht um mich zu halten, vielleicht ihn. Wir stürzen miteinander und fallen, stürzen, taumeln rettungslos in eine unbekannte Tiefe. Ich glaube, ich verliere das Bewusstsein noch vor dem Aufprall und dem Ende. Ich habe einen Blick hinabgeworfen, der schneller war als unser Fall. Ich habe gesehen, was ihn erwartet, meinen Vater, und gebe mich verloren, weil ich ihn nicht bewahren kann.

Da unten harren auf ihn Ungeheuer, wie nie ein Sänger sie besang. Ich sehe in ein Meer von Zähnen. Es könnten Drachenzähne sein. Die Mäuler Tausender von Bestien sind gähnend aufgesperrt. Die Leiber, fürchterlich genug, sind nichts im Angesicht von Geifer, Gift und ... *Zähnen*. „Er ist ja unschuldig“, höre ich mich rufen. Da bin ich schon besinnungslos. „Unschuldig ist er! Hört auf mich!“ Wie Wände aus Fels geben die Schlünde zurück, was ich da rufe, gebrochen und falsch. *Unschuldig ... schuldig ... dig ...*

*Er vielleicht.
Doch du?*

Ich habe nicht richtig verstanden. Ich bin zu verzweifelt. Und dann: zu entsetzt. Auf einmal versinken die Mäuler in einem See aus Blut. Sie bleiben starr und lassen es geschehen. Ich rufe wieder: „Er ist unschuldig“ und Grauen packt mich, als ich ahne, dass wir in Blut ertrinken werden. Die ekelige Brühe dämpft die Worte, die ich rufe, und gibt sie wieder falsch zurück. *Unschuldig ... schuldig ... dig ...*

*Er vielleicht.
Doch du?*

Ich verstehe noch immer nicht. Schon wieder wandelt sich die Schreckensszene. Die Oberfläche hebt sich, formt sich, nimmt Gestalt an und ist der Mantel und der Umhang einer großen, schlanken Frau. Ihr Gesicht hebt sich zu mir empor und voll Entsetzen falle ich nicht weiter. Eine hässlichere Fratze hat es nie gegeben. Der heiße Hass, der kalte Zorn, so tief sind sie ihr eingepägt, dass sonst nichts zu erkennen ist. „Er ist unschuldig!“, flüstere ich.

Sie lacht. Ich habe nichts anderes von ihr erwartet. Der Dunklen ist sie zweifellos verwandt, doch wilder noch und ohne eigenen Willen. „Ob unschuldig, ob schuldig“, zischt sie, ohne dass die harte Linie ihres Mundes sich bewegt, „ich gebe Mord für Mord und Blut für Blut und frage nicht nach Gründen, nach gutem oder bösem Willen. *Mein Name: Rache ... Rache ... Rache ...*“

Sie kommt mir näher, immer näher. Ich rieche ihren Atem. Ich bin in Rot gehüllt. Ich spüre Hitze und Kälte zugleich. „Nein!“, schreie ich. „Das ist nicht alles. Es gibt mehr.“ Sie lacht und hebt die Arme. Streckt Finger nach mir aus. „Er ist unschuldig ...“, sage ich. Doch in den roten Falten ihres Kleides verfängt sich meine Stimme und meine Worte sind verzerrt. *Unschuldig ... schuldig ... dig ...*

*Er vielleicht.
Doch du?*

Ich will es nicht verstehen. Erleichtert sehe ich, wie sich das Rot entfärbt. In Flugeseile wird es blasser. Am Ende ist es weiß. Die Frau jedoch scheint unverändert. Sie steht vor mir und fasst mich an. Kalt und starr sind ihre Glieder. Nicht Haut, nur Stein und kalter Marmor berührt mich und umfängt mich. Er hüllt mich ein wie eine Mauer. „Nein!“, schreie ich. „Das will ich nicht.“

Da fragt sie mich, ohne mich anzuschauen: „Was willst du?“ Ich denke noch immer an Vater. „Er ist unschuldig“, sage ich zum letzten Mal. „Ich will Gerechtigkeit.“ Sie lacht nicht. Sie bleibt starr. „Gerechtigkeit?“, fragt sie. „Das ist mein Name.“ Und hebt den Kopf und sieht mich an. Da wächst die Mauer in mein Herz. Denn ihr Gesicht ist keine Fratze mehr. Nein, vielmehr: Es ist wunderschön. Und doch so schrecklich ... *schrecklich* ... *tot*, als gäbe es nie wieder Hoffnung oder ... *Leben*.

Antiope hilft mir auf. „Du hast den *kurzen* Weg genommen“, sagt sie. „Wir brauchten etwas länger.“ Ich verstehe sie nicht und sehe nicht, wo ich jetzt bin, noch was geschehen ist. Ich staune, dass ich mich bewegen kann. Vorsichtig setze ich mich auf. „Wo bin ich?“, frage ich. „Im Hain“, sagt Antiope. „Dies ist der erste Schritt. Dein Vater ist schon weiter drinnen.“

Weiter drinnen ... Es zieht mich unfreiwillig zurück in Persephones Blumenzimmer. Zum dritten Mal habe ich den kalten Hauch gespürt und diesmal streift er mich im Augenblick und nicht in einer längst vergangenen Zeit. Ich kann es fühlen: Tod ist nah. Der Herr der Toten. Hades. Zu sehen aber ist er nicht. „Herrin?“, rufe ich.

Persephone sitzt auf einem hohen Stuhl, der mir bisher nicht aufgefallen ist. Auf einmal ist sie blass und steif. Die blauen Augen blicken kühl. Ich staune, dass ich sie erkenne. „Habe ich ihn ... *gerettet*?“, frage ich. „Gerettet, Antigone?“ Sie sieht mich langsam an und ihre Stimme klingt von fern. „Du bist mit ihm gegangen“, sagt sie. „Das ist viel. Mit ihm gefallen, das ist mehr.“

Ich bin mit dieser Antwort unzufrieden. „Herrin“, fällt mir ein, „Sie sind die Königin der Rachegeister. Wer, wenn nicht Sie, kann mir erklären, was da in diesem Hain geschehen ist?“ Ich ahne, dass sie allzu starr ist. Doch drängender als alle Vorsicht sind die Fragen, die neu auf meiner Seele brennen.

„Ich habe wenig anderes getan, als nur auf ihn zu warten“, fahre ich fort, als keine Antwort mehr zu kommen scheint. „Mein Vater irrte durch den Hain, getrieben, fliehend vor ... ich weiß nicht, was. Ich aber hörte nur bisweilen Wölfe heulen und sah im Traum die Bärin immer wieder, die mir das Pferd getötet hatte. Abend für Abend kam Oidipous verletzt zu mir und ich verband ihm seine Wunden. Ich fragte ihn, was ihm die Rachegötter tun, er aber wollte nichts erzählen. Nur einmal sagte er: *Sie stellen alles, was ich war und bin, erbarmungslos in Frage*.“

Persephone hat ihren Blick dem blinden Fenster zugewandt. „Und das“, sagt sie mit ihrer neuen, toten Stimme, „verstehst du nicht, Antigone?“ Ich friere jäh und frage mich, warum ich vorher nicht bemerkte, dass diesem Zimmer Wärme fehlt. „Nein“, sage ich verzagt. Da zeigt sie wieder ihr Gesicht und ich erkenne ... die kalten Züge der Gerechtigkeit. „Lass Oidipous jetzt ruhen“, befiehlt sie streng. „Von *dir* sollst du erzählen.“

Im Heiligen Hain

„Der erste Schritt ist schon gemacht“, hat Antiope mir gesagt. Sie selbst tritt rasch zurück. Sie scheut den Hain und seine Kraft. „Wir müssen fort“, sagt Hippolytos. Sein Rappe tänzelt wild. Rasch lädt der Junge Lasten ab, die seine Mutter für mich packte. Speisen und Decken, Männerkleider. „Wir lassen dich allein“, sagt Antiope unbehaglich. „Doch glaube mir: Ich komme wieder und sehe nach, wie es dir geht.“ Ich spüre die Erleichterung bei ihr und ihrem Neffen, als sie die Pferde wenden. Im Nu sind sie verschwunden. Ich bin allein und glaube nicht, dass Antiope Wort hält.

Der Hain ist anders, als ich dachte. Kein Tempel lässt sich finden. Kein Priester wacht und keine Riten sind zu achten. Wildnis umgibt mich, weiter nichts. Ich lagere an einer frischen Quelle. Ich sammle Essbares. Wenn nicht die Nahrungsmittel wären, die mir die Amazone schenkte, so wäre es das gleiche Leben wie in der ersten Zeit des Wanderns. Nur, dass ich Vater nicht mehr führe. Er geht allein und kehrt erst abends wieder. Und ohne dass ich es verhindern kann, nimmt er dabei tagtäglich Schaden. Die Wunden auf der Haut sind wohl das wenigste. Die kann ich ihm verbinden. Die Flamme aber, die in seinen Augen brennt, erzählt von Furcht und immer mehr von ... *Wahn*.

Ich will ihm folgen, ihn bewahren. Doch wenn er es bemerkt, weist er mich scharf zurück. „Warum hast du mich hergebracht“, schreit er mich einmal an, „wenn du mich nun nicht sehen lässt, ob diese Kur auch wirkt? Dies, Antigone, ist meine letzte Hoffnung. Nimmst du sie mir, so esse ich nicht mehr. Und du kannst zusehen, wie ich sterbe.“ Von da an gehe ich eigene Wege. Wege, die kurz und nutzlos sind. Der Hain behagt mir nicht, das Wandern in ihm auch nicht.

Ich trage Amazonenkleider. Die gelbe Seide haben mir die Bärin und der Sturz zerrissen. Ich kann den Blick, den Antiope beim Abschied auf die Fetzen warf, nicht mehr vergessen. „Sieh, was Theseus dir vergeblich schenkte. Lerne, Antigone: Meine Gabe steht dir besser.“ Ich habe das gelbe Gewand sorgsam aufbewahrt. Manchmal, wenn ich allzu einsam bin, lege ich meine Wange an den glatten Stoff und träume.

Schon bald geht die Geduld verloren. Ich sehne mich zurück zum Wandern. So mühsam es auch war, so war es doch erträglicher als dieses dumpfe, starre Bleiben. Am Anfang denke noch ich oft an Theseus, doch mit der Zeit verblasst sein Bild. Im Schlaf begegne ich der Bärin und wünsche mir, sie käme tags im Wachen und griffe wieder an. Denn kämpfen wäre besser als nur warten, und sei es um das Leben. Die Bärin aber kommt nicht. Allein mein Vater kommt zu mir und er ist immer gleich.

Mag sein, dass ich ihm Unrecht tue. Mag sein, dass er sich Tag für Tag bewährt. Ich aber sehe nur die Wunden, die blinden Augen, den gebeugten Gang. Und wenn er spricht, spricht er von damals. Von einem Rätsel, das er löste, von Thebens siebzehn guten Jahren. Und immer, immer wieder nur von ihr. Iokaste. Die meine wie auch seine Mutter war.

Warum sie mich zum Mann genommen hat? – Aber sie liebte mich.
 Warum sie mich nicht warnte? – Sie fürchtete, was ich dann täte.
 Warum sie sich mir niemals anvertraute? – Es war zu spät, zu spät ...

Er antwortet auf seine Fragen selbst. Nicht einmal Antworten kann ich ihm geben. Er fragt, bis ich es nicht mehr hören kann. Und immer sind die Antworten Entschuldigung für Iokaste. „Du liebst sie“, sage ich fassungslos. „Du liebst sie immer noch.“ Da packt er meinen Hals. „Du etwa nicht?“, fragt er gepresst. Ich habe keine Antwort.

Der Sommer vergeht. Die Tage sind nicht mehr so heiß. Die Nächte lassen uns zittern. Ich baue ein Schutzdach und polstere unser Lager mit Heu und trockenem Laub. Ich flechte Matten aus Schilf und sammle mit immer größerem Eifer brennbare Scheite. In den dunklen, langen Nächten des nahenden Winters kehrt Theseus mit Macht in mein Bewusstsein zurück. Doch sind es nicht länger glückliche Träume, die mich und ihn zusammen sehen. Albträume, Ängste quälen mich, aus denen ich schluchzend und weinend erwache, wie immer in allem ... *allein*.

Eines Morgens ist Vater noch da, als ich mich mutlos und tränenfeucht aus meinen klammen Decken schäle. „Vater, bist du krank?“, frage ich nervös. Zum ersten Mal bin ich für seine Blindheit dankbar. „Ich nicht“, sagt er und lauscht auf meine Stimme. „Du aber, Antigone ...?“ Verwirrt von seiner ungewohnten Wärme schluchze ich los. Ich kann es nicht verbergen. „Mädchen“, murmelt er und nimmt mich linkisch in den Arm.

Früher konntest du es besser.

Ich weine nur noch mehr, als ich bedenken muss, wie tröstlich seine Arme stets gewesen sind. „Mädchen“, wiederholt er.

Aber gerade das ... bin ... ich ... nicht ... mehr ...

„Ich weiß“, sagt er, bestürzt von meiner Fassungslosigkeit, „ich weiß, es ist kein Leben. Kein Leben hier für dich. Tochter ...“ Er schiebt mich von sich weg und richtet seine toten Augen auf mein Gesicht, als könnte er noch sehen. Ich werde prompt nervös. „Mädchen“, beginnt er zum dritten Mal. „Ich würde es verstehen, wenn du gehst. Es wird wieder Winter. Kehre zurück in unsere alte Welt, die dir noch immer offen steht. Geh, heirate, ja, meinetwegen ... reite Pferde.“

Ich bin zu verzweifelt, sein Angebot zu würdigen. „Ich könnte mich umbringen“, murmele ich. Da lässt er mich los. „Jeder andere“, flüstert er innig. „Aber du, Antigone ... nie.“ Als er fort ist, wird mir klar, dass er Recht hat.

Der Besuch der dunklen Amazone

Ich habe mich noch nicht gefasst, als von fern der Ruf eines Jagdhorns ertönt. Selbst in meinem benommenen Zustand denke ich sofort an Antiope. Hastig rappele ich mich auf und renne und suche den Platz, an dem wir uns voneinander verabschiedet haben. Ich finde mich nicht gleich zurecht und mache einen Umweg. Dann aber erkenne ich die beiden alten Oliven wieder, die wie ein Tor zusammen stehen. Antiopes Pferd tänzelt. Es trägt den Sattel ... *leer*. Ich stutze.

Da kommt Antiopes Lachen von jenseits der Schwelle zu mir. „Kommst du heraus, Antigone? Denn ich kann nicht hinein.“ Vorsichtig nähere ich mich den Bäumen, die zwischen ihr und mir wie Wachen stehen. Bevor ich einen Fuß unter den Bogen setze, spüre ich bereits: Ich bin

nicht frei. Ich kann es nicht erklären, nicht beschreiben. Aber ich weiß: Wenn ich jetzt ginge, so wäre es für immer.

*Aber dazu ist es noch zu früh.
Oder zu spät. Wie man es nimmt.*

„Ich kann ... ebenso wenig wie du“, sage ich und schon wieder kommen Tränen. „Kleine“, sagt Antiope. Ich sehe von ihr nichts als nur ihr auberginenfarbenes Haar. „Kein Grund zum Weinen.“ Da gehe ich, soweit ich kann, und auch sie kommt mir entgegen. Unsichtbar ist die Schwelle zwischen uns und sichtbar Antiopes Pferd. Verloren, wie ich bin, erscheint Antiope mir wie eine wahre Schwester.

Nur deshalb, weil sie da ist.

Denn eigentlich bin ich mir sicher, dass ich sie nicht besonders mag. Viel eher könnte ich Antiopes Schwester mögen. Mag sein, sogar auch lieben. Doch zwischen Hippolyte und mir steht unausgesprochen Theseus.

Das Pferd versperrt die Sicht. Und doch hat Antiope längst erkannt, wie elend mir zumute ist. „Du kannst mir alles sagen“, bietet sie von sich aus an. Vorsichtig frage ich nach Theben. Nach Hippolyte und Hippolytos. Nach allem, aber nicht nach *ihm*. Antiope antwortet spöttisch. „Willst du wirklich von mir hören, wie viel Hasen, Fasane und Füchse Hippolytos während des vergangenen Mondes geschossen hat? Willst du hören, wie viele politische Reden es gab oder wie oft am Tag die schöne Hippolyte ihre Herkunft verleugnet?“ Der dritte Punkt, das höre ich, ist Antiopes wunde Stelle.

„Eine Amazone zu sein, streitet sie ab?“, frage ich ungläubig. Antiope schnaubt. „Das kann sie nicht“, bemerkt sie knapp. Sie lässt mich an Gerüchte denken, nach denen Amazonen ihre Busen amputieren, um ihre Bogen besser anzulegen. „Du meinst ...?“ Ich fasse unwillkürlich an meine eigene Brust. Wieder hat Antiope Grund, mich auszulachen. Wortlos reißt sie vorn ihr Wams auf und zeigt mir, was sie hat.

„Hippolyte verleugnet ihre Abkunft in jedem Lächeln, das sie Theseus schenkt“, sagt Antiope bitter. „In jedem: *Ja, mein König*. In jedem Kuss und jeder Bitte, die sie an ihn richtet. Weißt du, was einer Amazone zukommt? Freiheit ohne Rücksicht. Nehmen ohne Fragen. Und pure Lust ohne den *Unsinn*, den ihr Liebe nennt.“ Ich lausche ihren Worten nach und warte, dass sich Trotz in meinem Herzen regt. Jedoch in meinem Kummer fühle ich nur eins: Viel leichter wäre doch mein Leben, wenn es auch mir gelänge, die Liebe derart zu verachten!

„Genug von Hippolyte“, sagt Antiope. „Komm, sieh in Xanthes Satteltasche: Da ist ein Schlauch mit Wein. Nimm einen guten Schluck und sage mir, was dir dein Herz beschwert.“ Den ersten Teil der Anweisung befolge ich und nehme mir viel Zeit. Ich zaudere vor dem zweiten. Ich trinke hastig, mehr als einen Schluck. Die Wirkung spüre ich sofort. Ich bin an Rauschtrank nicht gewöhnt und außerdem ist nichts in meinem Magen. Ich merke, dass die Knie weicher werden. Dass mir ein Lachen in die Kehle steigt. Doch als ich mich entscheide, es herauszulachen, verwandelt es sich jäh und wird ein Weinen. Und lautes Schluchzen bricht sich Bahn. „Na also“, sagt Antiope, doch scheint mir: ohne Mitgefühl. „Lass es heraus!“

„Antiope“, heule ich und für den Augenblick erscheint sie mir als Schwester, „kann es sein, dass dieser Hain eine gewisse ... *Wirkung* hat, wenn junge Mädchen ihn betreten, so wie ich?“ Ich spüre ihren scharfen Blick trotz der Entfernung und auch trotz des Weins. „Welch

eine Wirkung, Antigone?“, fragt sie und kann die Neugier nicht verbergen. „Erzähl davon. Du weißt: Ich habe nie die Schwelle überschritten.“ Ich schöpfe neue Hoffnung. „Du hütest dich davor“, vermute ich, „weil man dich warnte ...?“ Ich atme tief und hole krampfhaft Luft. „Nicht wahr“, bringe ich hervor: „Der Hain macht ... *unfruchtbar*?“

Als sie mich ausgelacht hat, fragt sie kühl: „Nein, wirklich, Antigone: Was lässt dich an solchen Unsinn glauben?“ Die Hoffnung ist tot, bevor sie mich wärmte. „Weil ich, seitdem ich hier bin, nicht mehr ... *geblutet* habe.“ Tränen und Wein sind eine unheilvolle Mischung. Mir ist so elend, dass ich ahnen kann, wie Vater in Eleuteris sich fühlte. Ich achte nicht auf Antiope und höre nicht die Gier in ihrer Stimme. „Wer war es?“, fragt sie hitzig. „Natürlich Theseus“, murmele ich. Dann wende ich mich ab. Ich muss mich übergeben.

„Der den Streit liebt“

Die Zeit der Ungeduld und auch die Zeit der Angst vergehen. Ich blute wieder und das Leben, das ich führe, kommt mir in seinem immer gleichen Lauf auf einmal friedlich und verlässlich vor. Mein Körper hat mir einen Streich gespielt. Ich kann auch sagen: Es war die Mondgöttin, die Dunkle Artemis. Ich weiß, dass sie noch immer darauf wartet, dass ich, nach Mutters Wort, verloren gehe. Die Dunkle war es, die mich bange, die mich ... *hoffen* ließ, ich könnte Mutter werden – *mich*, die noch nicht einmal als Tochter sich bewährt!

Wie Vater sagte: *Es wird Winter*. Im Hain jedoch scheint seine Macht gebannt. Ich finde unverändert Nahrung. Wir wickeln uns nur fester in die Decken. Das Schutzdach hält. Wir lassen stets das Feuer brennen. Dann ist es gut.

Die Jahreszeiten kommen und gehen. Ewiger Kreislauf. Ohne große Bedeutung in unserem einsamen Leben. An einem klaren Tag im Herbst erklingt erneut ein Jagdhorn. Ich gehe diesmal zögernd. Und finde diesmal gleich den Weg. Doch ehe ich das Tor der Oliven ganz erreiche, fliegt meine Besucherin mir um den Hals. „Ismene!“, rufe ich überrascht. „Wie bist du über die Schwelle gekommen?“ Ismene ist Schluchzen und Lachen, Liebe und Leid, Verzweiflung und Hoffnung. „Du musst kommen. Du musst mit ihnen sprechen. Auf dich werden sie ... *auf wen denn sonst* ... auf dich ... *müssen sie* ... hören.“

Ich kann mir die Aufregung meiner Schwester nur so erklären, dass ihr nach allem doch die Ehe droht. Der Aufschub der drei Jahre ist geschmolzen. Es ist erwiesen, dass der König, unser Bruder, mehr Acht auf seine Ehre als auch die Wünsche der Geschwister gibt. „Du darfst nicht nachgeben, Ismene“, schärfe ich ihr ein. „Nichts, was du nicht willst, darfst du mit dir geschehen lassen.“ Ismene sinkt zu Boden und ich halte sie. „Es ist zu spät“, schnieft sie. „Ach, zürne mir nicht, Antigone. Ich habe es ... *so sehr* ... versucht.“ Krampfhaft nimmt sie Haltung an. „Wie ich dir sagte: Selbst die Herrin Artemis zeigt mir die Brüder stets im Finstern. Gestern und heute. Niemals ... morgen.“

Ein Schauer läuft vom Nacken über den Rücken. Ein tiefer Schmerz zerfleischt das Herz. *Die Brüder*. Es geht um keine ungeliebte Ehe. Es geht nicht um Ismene. Es geht ... *tiefer*. Ich spüre Polyneikes und fühle die Verzweiflung seines Kusses. Ich sehe Eteokles, so steif, so würdig auf dem Thron, absichtlich blind für menschliche Gefühle. Ich höre Vaters Stimme, der sie *verflucht* ... *verflucht* ... *verflucht* ...

Die Söhne der frevlerischen Verbindung
von Mutter und Kind

enden im gottlosen Kampf.
Sterben werden sie ruhmlos, beide,
von der Hand ihres eigenen Bruders.

„Was ist geschehen?“, frage ich steif. Aber ich weiß es, bevor sie es sagt. Vor meinen Augen steht mein Bruder. Ich spreche streng mit ihm, wie meine Schwester es erwartet.

Mein Bruder Polyneikes, bist du von meinem Lager aufgestanden und hast dich aufgemacht, Verbündete zu suchen?

Wenn du es so zusammenfassen willst ...

Die Welt wird es tun.

Du, Schwester, solltest einfühlsamer sein und Nachsicht walten lassen.

Wenn es dir wichtig ist: Mein Bruder Polyneikes, du bist von meinem Lager aufgestanden und hast dich aufgemacht, aus deinem Herzen die Liebe zu vertreiben.

Die Liebe, Schwester, nicht. Allein die Liebe zu Chloe.

Wie glaubtest du das zu erreichen?

Durch eine neue Liebe, eine andere Frau, durch eine Heirat, die aus dem, der mit leeren Händen weichen musste, einen neuen macht, der machtvoll wiederkommt.

Du verwechselt Liebe und Ruhm.

Tut mein Bruder nicht dasselbe?

Sei's drum. Du gingst also nach *Argos mit den schönen Pferden*. König Adrastos hielt es mit dem Ruhm wie du und gab dir seine Tochter. Und mehr noch: Ein Versprechen. Den Thron von Theben gab er dir, der weder ihm noch dir gehörte. Er nannte unseren Bruder einen Räuber. Warum hast du geschwiegen? Hättest du nicht sagen müssen, dass Eteokles die Krone rechtens trägt und dass er sie dir unverzüglich gibt, wenn seine Zeit vorüber ist?

Gewiss, Antigone, das tat ich.

Und dennoch rüstete Adrastos ein so gewaltiges Heer? Und du marschierst an seiner Seite? Gegen deine ... *unsere* ... Stadt?

Zur Vorsicht nur, meine Schwester, zur Vorbeugung. Wir werden vor Thebens Toren warten, bis die Zeit, dass ich regieren soll, gekommen ist. Will Eteokles mir dann die Krone geben, soll Frieden sein.

Und deine Helden zögen heim und wären es zufrieden?

Adrastos ist mein Freund und Schwiegervater und mit ihm sind die Helden, die er führt, in Theben hoch willkommen: Tydeus und Kapaneus, Eteoklos und Hippomedon, Parthenopaios

und, als siebter, der Seher Amphiaraos. Wir könnten jagen oder das hochmütige Orchomenos überfallen.

Du weißt, mein Bruder, dass du träumst. Und dass du sehr gefährlich träumst ...

Sein Bild verschwindet gerade, als ich spüre, dass ich ihn noch bereden könnte. „Wo ist er?“, frage ich Ismene. „Wie weit ist er gekommen?“ Es ist ein langer Weg von Argos nach Theben. „Er wird vor Theben sein, sobald es Zeit ist für den Wechsel“, prophezeit Ismene düster. Sie wiederholt, was sie schon eingangs sagte. „Du musst kommen. Du musst mit ihnen sprechen. Auf dich werden sie ... *auf wen denn sonst* ... auf dich ... *müssen sie* ... hören.“

„Wer von beiden?“, frage ich hart. „Soll ich zu Eteokles reisen und ihm sagen, *was er weiß?*“ Ich mache mich von Ismene los und stehe auf. „Dass er den Thron nicht länger als zwei Jahre inne haben darf?“ Ich hebe die Arme, um leichter zu atmen. Mein Herz ist ein Kiesel und schlimmer. „Oder soll ich Polyneikes entgegenreisen“, fahre ich fort, „um ihm zu sagen, dass er nichts tun müsste als warten? Es sei denn, dass es ihm nicht um sein Recht geht, wie er sagt, sondern um Rache für seine betrogene Liebe?“

„Aber so ist es“, murmelt Ismene, außer sich vor Unglück. Ich weiß, dass sie es nicht erträgt, schlecht von Menschen zu denken, die sie liebt. Als sie merkt, dass ich sie nicht erlösen will, zwingt sie sich, selbst Hoffnungsspuren zu legen. „Wir könnten uns die Aufgabe teilen“, meint sie zaghaft. „Ich achte auf Eteokles, du aber stellst dich Polyneikes in den Weg.“ Ich lache bitter auf. „Er trampelt mich zu Boden“, sage ich. Der Wortbruch meiner Brüder scheint mir ausweglos. „Dann ...“ – Ismene atmet hörbar – „lass uns ... Vater ... fragen.“

Das ist der Augenblick, in dem ich wünschte, sie wäre nicht gekommen. „Wenn du ihm auch nur ein Wort davon verrätst, Ismene“, drohe ich mit kalter, klarer Stimme, „gibt es Tote. Dich oder mich, such es dir aus. Vermutlich aber Vater.“ Ismene kommt auch auf die Füße. Schneeweiß ist sie im Gesicht, als sie nah vor mich hintritt und mir in die Augen sieht. „Ist Vater dir denn wichtiger als deine Brüder?“ Sie schluckt krampfhaft. „Als ich?“

Trotz allem, was wir seinetwegen leiden?

Sie spricht es nicht aus. Sie denkt es nur. Ich weiß, Eteokles oder Polyneikes würde es laut und deutlich sagen. Auf einmal kann ich keinen von den beiden mehr leiden. „Vater leidet mehr als alle“, sage ich und setze boshaft noch hinzu: „Du aber, wie es mir scheint, am wenigsten.“ Ich drehe mich um und lasse sie stehen. Ich glaube selbst nicht, dass ich sie auf diese Weise loswerden kann. Und doch: Warum spuckt der Hain sie nicht aus wie einen Pfirsichkern? Ismene, meine sanfte, gute schuldlose Schwester?

Die Letzte der Erinyen

Ich bin schon weit gegangen, als ich mich wundere. Sie ruft mich nicht zurück. Was, wenn sie sich verbirgt? Wenn sie mich nicht mehr fragt und sich doch heimlich an den Vater macht? „Ismene!“ ich rufe sie, nervös, verärgert. Zornig. „Also gut!“, rufe ich. „Ich versuche, was ich kann, bei Polyneikes.“ Meine Stimme hat kein Echo und trifft, wenn überhaupt, auf taube Ohren. Als ich Ismene suche, finde ich nicht eine Spur.

Am Abend bin ich überzeugt, dass meine Schwester uns verlassen hat. Nachdenklich komme ich zu unserem Lagerplatz und finde ihn verlassen. Mein Vater ist noch auf dem Weg. Ich entfache aus glimmender Asche ein neues Feuer und setze Wasser für die Kräuterbrühe auf. Oidipous hat häufig Zahnschmerzen, das Kauen macht ihm Mühe. Suppen und Brühen halten ihn bei Kräften und wärmen seine schreckenskalten Glieder.

Ich bin mit der Zeit eine gute Köchin geworden – wenn man die loben will, die genießbare Speisen aus wenig mehr als nichts bereitet. Ich lächele bitter, als ich mich erinnere. Zu Beginn der Verbannung hätte ich nicht erklären können, wie man Wasser kocht.

Es ist schon dunkel und die Brühe kalt, als Vater endlich auf die Lichtung taumelt. „Antigone, mach rasch das Feuer aus!“, befiehlt er schon von weitem. Ich eile zu ihm, anstatt zu gehorchen, und führe ihn die letzten Schritte. „Setz dich, Vater, ruh dich aus.“ Er seufzt und rauft sein Haar. „Was ist das: Ruhe?“, fragt er matt. „Sie lässt mich nicht ... noch jetzt ist sie mir auf den Fersen.“ „Wer?“, frage ich und starre in die Dunkelheit. „Ich glaube“, sagt Vater erschöpft, „es könnte die Letzte sein.“ Ich will nicht wieder fragen und schweige trotzig. „Die Letzte der Erinyen“, erklärt er ungefragt.

Ich sehe, wie er lauscht. Aber er hört keine Dämonen, sondern mein Feuer, das immer noch knistert. Er streckt den Arm suchend in meine Richtung. Er findet meine Schulter und er packt sie fest. „Warum?“ schnauzt er mich an. „Warum tust du nicht, was ich dir sage, Antigone?“ Er schüttelt mich. „Feuer!“, brüllt er außer sich. „Soll ich bei lebendigem Leib verbrennen?“

Erschrocken weiche ich zurück. *Verbrennen*. Ja, ich weiß davon. *Es hat nicht viel gefehlt*. Die schreckliche Erinnerung vermischt sich mit Befremden. Warum ist er so außer sich? Er hat mich angeschrien, als wäre ich sein Feind. Und schlimmer noch. Eine Erinye.

Mutter hat es durchgestanden.

Ja, mehr noch: Mutter hat das Feuer selbst gewählt.

Ich schwöre: Ich habe keinen Ton gesagt. Die Stimme und die Worte waren da, sie hingen zwischen ihm und mir. Und doch: Mein Mund war fest geschlossen. Ich habe nichts gesagt.

Vater fängt zu weinen an. „Nicht auch noch dies!“, schluchzt er und ringt die Hände. „Ich habe von dem Brand nichts ahnen können noch von Iokastes Wahl. Ich hätte sie zurückgerufen. Ich hätte sie herausgezerrt und fortgetragen. Ich wollte nicht ... ich wollte nicht, was da geschah ...“

Herausgezerrt hat eine andere sie. Und hat dafür bezahlt.

Dir aber, Vater, hätte es geziemt. Du hättest sie retten können.

Ja, wärst du nur nicht blind gewesen!

Nicht meine Stimme und nicht meine Worte. Doch ausgesprochen werden sie. Ich kann es nicht erklären. Mir ist, als ob die Flammen heller lodern. Sie haben Kraft und steigen bis zum Himmel. Er wird gleich brennen. Und dann ... *stürzt er ein* ...

Vater sagt nichts mehr. Still steht er auf und tastet sich zum Feuer. Atemlos bleibe ich zurück. Ich folge ihm mit meinen Augen. Die Flammen haben ihn bemerkt, erkannt, so scheint es mir. Lassen den Himmel Himmel sein und wenden sich zu ihm. Ich spüre ihre Hitze, ihre Gier. Sie werden ihn verzehren. Ich springe auf. Dann schreie ich. „Nein, Vater, nein, gib auf! Du rettetest sie nicht mehr!“

*Hunger und Durst, Schläge und Schwäche genügten nicht
um zu vergelten, was uns durch dich geschehen ist.
Das Feuer aber, Vater, das Feuer könnte dich entsüßnen.*

Gelbe und rote Flammen. Vor Gier werden sie gleißend weiß. Die Stimme, sanft im Kern, jedoch so unbarmherzig hart. Soll ich noch einmal schwören: Nein, meine ist es nicht? Ich packe Vaters dürre Schultern. Er zerre an ihm, mit äußerster Kraft. Jedoch, so schwach er ist, auf einmal ist er stark genug, dass ich ihn nicht bewegen kann. „Hör nicht auf ... *sie!*“, rufe ich in höchster Angst. „Es ist nicht wahr. Es ist auf schauderhafte Art ... verdreht!“ Und keuchend wiederhole ich: „Hör nicht auf sie.“

Vater kämpft nicht er. Starr steht er. Ein alter Baum könnte nicht fester stehen. Der Qualm reizt die Nase. Die ersten Flammen versengen sein Haar. „*Auf sie?*“ Er wiederholt meine letzten Worte. „Du, Antigone, bist es doch, die mich ins Feuer treiben will!“ Ich fühle, wie mir schwindlig wird. „Nur, weil ich es nicht löschte ...?“ Ich klammere mich an ihn und weiß, es ist vergebens. „Die Worte, Antigone“, sagt er sacht, „brennen viel mehr als Flammen.“

Ich lasse ihn los und nehme den Kessel mit der kalt gewordenen Brühe. Mit einem Schwall ergießt sie sich ins Feuer. Es zischt und qualmt. Die Flammen sterben. Ungläubig sehe ich das letzte schwache Züngeln. Es ist ein kleines Kochfeuer gewesen. Sonst nichts. „Danke“, sagt Vater leise und zitternd sinkt er in die Knie. „So viel Vergebung ... kann ich ... gar nicht ... fassen.“

*Du wälzt die Schuld auf deine Söhne.
Wenn Eteokles und Polyneikes sich zerfleischen,
dann nur, weil du sie nicht versöhntest.*

„Nein“, schreit die Ungeduld in mir. „Sei endlich still. Nicht noch einmal! Sei still und halt den Mund wie ich.“ Ich habe nichts gesagt. Ein Schwert liegt neben Vater auf dem Boden. Kalt blitzt im blassen Mondschein seine Klinge. Es ist die lange, scharf geschliffene Schneide, die ihrem Opfer mit einem Schnitt die Seele raubt.

Ich habe dieses Schwert noch nie gesehen. „Nein!“, schreit mein Vater. „Für diesmal unbeirrbar nein. Für Polyneikes' starrem Sinn und seines Bruders stolzen Ehrgeiz kann niemand mich beschuldigen. Ich wollte beides nicht. Ich habe es gesagt.“

*Mit einem Fluch und ungerührt hast du sie hinter dir gelassen.
Söhne, sprachst du, aus frevlerischer Ehe: Sterben werdet ihr
ruhmlos, beide, von des eigenen Bruders Hand.*

„Sei still ...“, flehe ich tonlos. Ich habe nichts gesagt. Doch Vater ist getroffen. Das Schwert schwebt griffbereit vor seiner Brust. Wie gut, dass er nicht sehen kann! Da aber hebt er seinen Arm und streckt ihn aus. Und unverzüglich schließen sich die Finger um das Heft. Ich kann es nicht verhindern. Ich weiß nicht, was mich hemmt. Jedoch: *Ich kann es nicht verhindern.* Es fühlt sich an wie neulich mein vergeblicher Versuch, über die Schwelle des heiligen Hains auch nur einen Fuß zu setzen. Angstvoll dränge ich an Vaters Seite. „Vater ...“, sage ich. „Was ich tat, ist grauenvoller.“

Erst während ich es sage, steigt das Grauen in mir auf. „Ich ließ sie schwören“, flüstere ich, „so dass sie, wenn sie ihren Schwur nun ... *brechen*, für immer rettungslos verloren sind.“

Langsam wiederhole ich die heiligen, bindenden Worte, die mich und meine Schwester stolz und glücklich machten.

Bruder, ich will König sein.
Doch niemals, Bruder, dein Feind
noch dein Mörder.
Die Götter mögen mich hören.
Ihrer Rache bin ich verfallen,
wenn mein Versprechen
einmal zerbricht.

Vater hebt den Kopf. Die Finger lösen sich. Sein altes, stumpfes Jägermesser fällt zu Boden. Ein Schwert, so scheint es, hat es nie gegeben. „So haben sie geschworen?“, fragt er mit einem schwachen Unterton von Hoffnung. „Wer hätte das gedacht!“ Er nickt. „Gut, Antigone“, sagt er. „Dann wird mein Fluch ... *nicht wirken*.“

„Ach, Vater ... wenn es doch so einfach wäre!“ Auf einmal kann ich mich nicht halten. Was mir Ismene sagte, drängt ans Licht. Was ich jedoch erwiderte, das habe ich vergessen. Ich nehme seine beiden Hände und alles bricht hervor. Ich spreche von der Tochter des edlen Eurybates und schildere die unheilvolle Hochzeit. In Farben des Mitleids male ich den Schmerz, den Polyneikes seither nährt. Ich gehe mit dem Selbstverbannten nach Argos zu Adrastos und ich bezeuge eine Eheschließung, die nur allein der Rache dient. Ich kehre um und führe mit dem Bruder Argos' Heer. Und sieben Helden gegen sieben hohen Tore. Gegen Theben.

Beim Sprechen merke ich, wie Vaters Ohren sich verschließen. Die blinden Augen folgen meinen Worten nicht. Sie ziehen sich zurück. Die Seele, gerade noch dem Schwert entkommen, schreit zitternd auf und flieht. Ich aber klammere mich an seine Hände und kann nicht anders, als weiter und weiter zu reden, so lange, bis alles gesagt ist. „Vater?“, frage ich am Ende. „Vater, kannst du wirklich glauben, dass dieser Schwur den Krieg verhindern kann?“ Noch einmal fühle ich Kraft in Vaters schlaffen Händen und er erwidert meinen Druck. „Dies, Antigone“, sagt er ruhig, „liegt nun in *deinen* Händen.“

Es ist zu dunkel, um seine Züge zu erkennen. Aber ich weiß: Er lächelt. Dann sinkt er mir ... *ganz langsam* ... in die Arme. Ich halte ihn wie ein sehr kleines Kind. „Vater?“, flüstere ich. *Er ist nicht tot*. Die Ruhe, die ihn jetzt umfängt, erscheint mir heilig. *Er ist nicht tot*. Ich halte still und warte. Tot scheint mir nicht das rechte Wort. *Er ist nicht tot*. Kein Schrei, kein Schmerz. *Er ist nicht tot*.

„Er hat es überstanden“, sagt eine sanfte Stimme. Ich denke an Ismene und frage mich, ob sie am Ende doch ... *geblieben* ist. „Er wird nicht mehr getrieben. Er hat bekannt, gebüßt und bis zur Weisheit sich gequält. Lass ihn nun schlafen, ruhen, träumen. Wir gönnen ihm noch *siebzehnmals siebzehn glücklichere Jahre*.“

Die Stimme ist so sacht, zugleich so zwingend, dass ich nicht trauern oder aufbegehren kann. *Er ist nicht tot*. *Er hat es überstanden*. Ein Wunder, allzu groß, als dass ich staunen kann. Ich stehe auf und tue, was die Stimme sagt. Ich nehme Vater auf die Arme wie ein Kind. Ich gehe mit ihm durch den stillen Hain.

Der Himmel, schwarz und samten, ist reich mit Sternenstaub bestreut. Die Mondgöttin hält sich verborgen. Die Erde unter mir, die Bäume rings umher haben den Tag in ihrem Inneren

aufbewahrt. Sie öffnen sich für mich und flüstern: „Komm, bedien dich.“ Ich aber nehme ihre Freundlichkeit wie einen weiten Mantel an, der nicht nur wärmen, sondern trösten kann.

Ich finde den geheimen, heiligen Ort, den mich die Stimme suchen ließ. „Erinyen wandelt er in Eumeniden“, singt sie leise. „Die Eumeniden danken ihm und schenken ihm Vergessen.“ Ich bette ihn und decke ihn mit grünen Zweigen zu. Nur einmal blicke ich zurück. Er ist nicht mehr mein Vater. Mein Bruder nicht. Vielleicht das Kind, das ich für kurze Zeit erwartet habe. *Er ist nicht tot. Er hat es überstanden.* „Geh mit wohlmeinenden Göttern“, sage ich und weiß, die alle, die mich hören, lachen. Was ich ihm wünsche, das ist für ihn schon wahr geworden.

Auf dem Weg zurück bin ich verändert. Ich kann nicht gleich den Grund verstehen. Es ist die Last, entdecke ich, die Last auf meinen Armen fehlt mir. Ich könnte springen und laufen und nichts würde mich hindern. Ich könnte vielleicht sogar ... *den Hain verlassen.* Ich schlinge die Arme fest um mich. Ich mache langsame, tastende Schritte. Das Harz des alten Baumes, der den Weg weist, duftet schwer und bitter. Tränen, denke ich. Es müssten Tränen kommen.

Als ich am Ende unser Lager betrete, das nun allein das meine ist, liegt in der fahlen Glut der Suppentopf. Die Brühe fällt mir ein. *Für Vater.* Konnte er nicht wenigstens ... *probieren?* „Du sturer, harter, undankbarer ...“ Ich streite mit ihm. Ich drohe. „Nie wieder koche ich für dich! Nie wieder höre ich dich sagen: Es schmeckt zu gut. Ich kann ... davon nicht ... essen.“

Auf einmal ist es aus. Ich schreie und ich jammere. Ich rufe ihn. Am Ende auch: „Ich liebe dich! ... Vater, ich habe dich immer und bis zum Ende geliebt.“ Da scheint es mir, als läge ich wie früher daheim in meinem Bett, die Decke hoch gezogen. Mutter sitzt auf der Kante und erzählt. Neben mir liegt meine Schwester. Sie macht sich klein. Sie fürchtet sich vor Mutter. Verstohlen tastet sie nach meiner Hand. Erleichtert spüre ich: Sie hält mich fest.